

Urs
Keller

Bilder vom Alkohol. Ein »kulturelles Lebensmittel« im Spiegel populärer Zeitschriften

»Trinken und trotzdem gesund bleiben« und »Alkohol muß nicht schädlich sein. Vom sinnvollen Umgang mit geistigen Getränken« lauten zwei Titel populärwissenschaftlicher Ratgeberliteratur zur »richtigen« Verwendung von Alkohol.¹ Obwohl beide Bücher nur über die *positiven* Auswirkungen des Umgangs mit Alkohol berichten, fällt die in den Überschriften vorgenommene Abgrenzung von »ungesundem«, »schädlichem« oder »sinnlosem« Alkoholkonsum auf. Dies ist ein Hinweis auf die große Ambivalenz in der Bewertung des Themas Alkohol, die in unserer Gesellschaft vorzufinden ist. Das gilt für sämtliche Bereiche der Alltagskultur, in denen die Zuschreibungen zum Alkohol im Spannungsfeld zwischen Suchtstoff, Gift, Ernährungsbestandteil, Heilmittel, Prestigeobjekt oder Genussmittel schwanken. Aufgrund dieser Vielfalt erscheint Alkohol als ein »hochgradig wertbefrachtetes Sujet«.² Die Untersuchung dieser verschiedenen Wertsetzungen ist Ausgangspunkt für den vorliegenden Aufsatz. Am treffendsten wird dem Alkohol die Bezeichnung »kulturelles Lebensmittel« gerecht, wie sie von Johanna Rolshoven in ihrem Artikel über die Kulturbedingtheit des Rausches eingeführt wird.³ Das »kulturelle Lebensmittel« umfasst die Komplexität des Alkohols als soziokulturelles Konstrukt, bei dem die Sinnhaftigkeit je nach Bedeutungszusammenhang variieren kann.

In der wissenschaftlichen Literatur, vornehmlich naturwissenschaftlicher bzw. medizinischer Provenienz, überwiegen die Arbeiten, die die physiologischen Folgen des Alkoholkonsums problematisierend in ihr Zentrum rücken. Dies ist kein Beitrag zur Fülle dieser Veröffentlichungen, die sich mit dem Alkohol als einem entweder medizinisch-toxikologischen, psychologischen oder sozialen Problem befassen. Aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht bietet sich vielmehr die Chance, ein von

¹ *Ulrich Wolf*: Alkohol muß nicht schädlich sein. Vom sinnvollen Umgang mit geistigen Getränken. Düsseldorf / Wien 1981; *Robert Linn*: Trinken und trotzdem gesund bleiben. München 1983.

² *Hasso Spode*: Alkoholische Getränke. In: Thomas Hengartner / Christoph Maria Merki (Hg.): Genußmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch. Frankfurt a.M./ New York 1999. S. 25-79, hier S. 30.

³ *Johanna Rolshoven*: Der Rausch. Kulturwissenschaftliche Blicke auf die Normalität. In: Zeitschrift für Volkskunde. 96. Jg. (2000). S. 29-49, hier S. 48.

anderen Fächern, aber auch in der Öffentlichkeit fast immer normativ diskutiertes Thema so zu bearbeiten, dass auch die soziokulturellen Hintergründe der Bewertungen herausgearbeitet und analysiert werden können.

Eine geeignete Quelle für die Kulturanalyse sind populäre Zeitschriften, da diese Meinungsbildungsprozesse abbilden, an denen sie selbst auch mitwirken. Sie verfügen über hohe Auflagenzahlen und eine große Reichweite. Allerdings stehen nicht die Leser selbst oder das, was an Aussagen bei ihnen ankommt, im Zentrum der Untersuchung, sondern ausschließlich die aus den Zeitschriften ersichtlichen Inhalte. Es wird also von den Bildern vom Alkohol die Rede sein, die medial vermittelt werden. Diese Bilder werde ich mit Hilfe von Kategorien ordnen, die aus dem Quellenmaterial entwickelt wurden. Eine weitere Einordnungsebene bildet der zeitgeschichtliche Kontext, um Veränderungen oder Kontinuitäten innerhalb des Untersuchungszeitraums aufzuzeigen, Divergenzen in der Darstellung einzelner Aspekte offenzulegen und Verbindungen zu anderen, nicht alkoholspezifischen Themen hervorzuheben.

Populäre Zeitschriften als Quelle volkskundlicher Forschung

Die Verwendung von Zeitschriften als Quelle volkskundlicher Forschung ist eher selten. Oft werden sie nur im Zusammenhang der Auseinandersetzung über die Zeitung als Quelle mit aufgeführt, der ihrerseits selbst keine großes Interesse entgegengebracht wird. Schon Ende der 1950er Jahre postulierte Hannelore Roth-Blümcke mehr Aufmerksamkeit für die Zeitung, als eine »bisher zu wenig beachtete Quellengattung«.⁴ In den folgenden Jahrzehnten wird ähnliche Kritik geäußert, bei der die Bedeutung dieser Quellen betont und gleichzeitig ihre geringe Berücksichtigung bemängelt wird.⁵ Zeitschriften kommt in den volkskundlichen Zeitungsarchiven fast keine Beachtung zu.⁶

⁴ Hannelore Roth-Blümcke: Tageszeitung als Quelle volkskundlicher Forschung. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde. (1957/58). S. 34-48, hier S. 48.

⁵ Vgl. Rolf Thalmann: Zeitungen als volkskundliche Quellen. In: Schweizer Volkskunde. 62. Jg. (1972). S. 65-67, hier S. 65 u. vgl. Karl Veit Riedel: Tagespresse und Volkskunde. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde. 11. Jg. (1967). S. 7-33, hier S. 7. Klaus Beitz bietet einen Überblick mit ausführlichen Literaturangaben zur Diskussion der »Zeitung als volkskundlicher Quelle«, Ders.: Zur Einleitung des Symposiums: Die Zeitung als volkskundliche Quelle. In: Ders. (Hg.). Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Wien 1988. S. 7-13.

⁶ Vgl. Michael Martisching: »Die Z(eitungs)-Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde« des Instituts zur Gegenwartsvolkskunde der österreichischen Akademie der Wissenschaften und die Struktur der Österreichischen Tagespresse. In: Klaus Beitz (Hg.): Methoden

Diese Arbeit befasst sich mit der Darstellung von Alkohol in *populären* Zeitschriften. Mit Rudolf Schenda lassen sich populäre Lesestoffe wie folgt definieren: »Ein Druckwerk, das ein oder mehr Prozent der Bevölkerung erreicht, darf ›populär‹, das heißt: beliebt und bekannt, weit verbreitet und ›unter die Leute gekommen‹ genannt werden.«⁷ Ausreichend für diese Untersuchung ist die Eingrenzung auf Zeitschriften, die auf Grund ihrer großen Reichweite als populär zu verstehen sind. Der in der publizistischen wie in der volkskundlichen Forschung mit Zeitschriften häufig anzutreffende Versuch einer definitorischen Abgrenzung von der Zeitung sowie der genauen Unterteilung in verschiedene Zeitschriftentypen erweist sich als wenig hilfreich.⁸ Die den einzelnen Typen zugewiesenen Eigenschaften überschneiden sich fast zwangsläufig mit denen anderer. Eine umfassende und abschließende Typologisierung würde von der eigentlichen Fragestellung, der Quelleninterpretation, ablenken. Sinnvoller erscheint eine Befragung der ausgewählten Publikationen als Quelle. Deshalb ist es für die Frage der Bewertung von Alkohol wichtig festzustellen, dass es sich bei den Zeitschriftenreihen, »Stern« und »Der Spiegel«, um wöchentlich erscheinende überregionale Presseerzeugnisse ohne lokalen Bezug handelt. (Tages-)aktuelle Ereignisse finden sich nur eingeschränkt und dem entsprechend auch thematisch *nicht* zeitnahe Artikel.⁹ In der Selbstbeschreibung der Zeitschriftenverlage wird »Der Spiegel« Nachrichtenmagazin und der »Stern« aktuelle Illustrierte genannt.

Die Auswertung populärer Zeitschriften lässt ein differenziertes Bild erwarten, das umfassend die mit Alkohol verbundenen, gesellschaftlich diskutierten und öffentlich präsentierten Standpunkte und Meinungen vermittelt. Die redaktionelle Themenvielfalt bewirkt auch, dass eine große Pluralität der Bewertungen anzutreffen ist. Damit unterscheiden sich die ausgewählten populären Zeitschriften auch von Fachzeitschriften, die sich ausdrücklich mit Alkohol befassen. Bei letzteren ist nicht nur eine thematisch eingeschränkte Berichterstattung erkennbar, sondern auch in Bezug

der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Wien 1988, S. 14-78, hier S. 22.

⁷ Vgl. *Rudolf Schenda: Leser- und Lesestoffforschung*. In: Rolf W. Brednich (Hg) . Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 2. Aufl. Berlin 1994. S. 449-465, hier S. 454.

⁸ Exemplarisch etwa: *Peter Faulstich: Die Zeitschrift*. In: Ders. (Hg.). Grundwissen Medien. München 1994. S. 355-361, hier S. 356f.

⁹ Ebd., S. 355.

auf ihren genauer definierten Leserkreis lässt sich jeweils eine nur geringe Varianz der vorgetragenen Standpunkte ausmachen. Das Untersuchungsziel dieser Arbeit ist die diachrone Darstellung der in den Zeitschriften vermittelten und aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht relevanten Aspekte von Alkohol. Welche Themen werden im Zusammenhang mit Alkohol diskutiert und als bedeutungsvoll aufgefasst? Außerdem wird analysiert, welche positiven oder negativen Haltungen und Auffassungen gegenüber Alkohol zum Ausdruck kommen, wie sie sich gegebenenfalls verändern und welche Auswirkungen sich daraus ergeben können. Beachtung findet überdies, welche Verbindungen und Beziehungen sich zwischen den unterschiedlichen Themen erkennen lassen, wo Widersprüche entstehen und nicht zuletzt, wo Brücken zu anderen nicht alkoholspezifischen, sondern zeittypischen Debatten auftauchen.

Alkohol in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung

Alkohol und Alkoholkonsum sind seit langem Thema volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Forschung.¹⁰ Den umfassendsten Forschungsüberblick bietet Gunther Hirschfelder in seinem Aufsatz zur Alkoholforschung in der Neuzeit.¹¹ Bis in die 1970er Jahre befassen sich die meisten Arbeiten zum Alkohol mit »traditionellen« volkskundlichen Forschungsgebieten wie z.B. Brauch, Fest, Volkskunst oder Volksdichtung und Sachkultur.¹²

Seit Ende der 1980er Jahre hat das volkskundlich-kulturwissenschaftliche, aber auch sozial- und wirtschaftshistorische Interesse am Themenkreis Alkohol noch einmal deutlich zugenommen.¹³ Verstärkt werden nun auch normative und funktionale Zusammenhänge des Alkohols beachtet, wobei der Fokus häufig auf das 19. Jahrhundert gerichtet bleibt.¹⁴ Neben den Arbeiten von Hasso Spode sind vor allem Roman Sandgrubers Be-

¹⁰ Z.B. *Richard Andree*: Der grüne Wirtshauskranz. In: Zeitschrift (des Vereins) für Volkskunde 17. Jg. (1907). S. 195-200.

¹¹ *Gunther Hirschfelder*: Bemerkungen zu Stand und Aufgaben volkskundlich-historischer Alkoholforschung der Neuzeit. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. Nr. 39 (1994). S. 87-127 u. aktueller dazu Ders: Alkoholkonsum am Beginn des Industriezeitalters. Kultur und Gesellschaft in den Regionen Aachen und Manchester (1700-1850). Köln 2002.

¹² *Andreas C. Bimmer*: Das Volkskundliche am Alkohol. In: Ders. u. Siegfried Becker (Hg.). Alkohol im Volksleben (=Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. N.F. Bd. 20 (1987)). Marburg 1987. S. 10-36, hier S. 10.

¹³ Hirschfelder, wie Anm. 11, S. 117.

¹⁴ Bimmer, wie Anm. 12, S. 10ff.

schäftigung mit Genussmitteln im allgemeinen und Alkohol im speziellen wichtig, um »zahlreiche gesellschaftlich relevante Fragen« untersuchen zu können.¹⁵ In ihrem Aufsatz »Der Rausch« diskutiert Johanna Rolshoven die Dominanz medizinisch-naturwissenschaftlicher Erklärungsmuster in der Alkoholismusforschung und erläutert im Gegensatz dazu die erweiterten Möglichkeiten einer volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Analyse.¹⁶

Ein Ausgangspunkt für die vorliegende Untersuchung sind die Überlegungen von Andreas C. Bimmer in dem programmatischen Aufsatz: »Das Volkskundliche am Alkohol«.¹⁷ Er kritisiert an der Literatur zum Alkohol nicht etwa einen Mangel an Arbeiten, sondern vielmehr die thematisch breite Streuung der zahlreichen Einzelstudien. Wie Bimmer beschreiben auch Thomas Hengartner und Christoph Maria Merki für Genussmittel das Problem der Unübersichtlichkeit sowie die fehlende systematische und vergleichende Ausrichtung bisheriger Arbeiten. Die Anforderungen für einen angemessenen Umgang mit Genussmitteln sind:

»Die Berücksichtigung sozioökonomischer Verflechtungen und des offensichtlichen Ringens um Diskurs- und Deutungsmacht können verhindern, in kulturalistischer Manier das Gesellschaftliche aus dem Blickfeld zu verlieren. Deshalb ist es wichtig, die Ebene des Konsums mit derjenigen der Politik und der Wirtschaft, des Handels und der Produktion zu verbinden und die entsprechenden Interdependenzen bei jeder Untersuchung mitzudenken. Eine so verstandene kultur- und geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit den Genussmitteln entgeht auch der Gefahr, sich im mikrohistorischen Detail zu verlieren – meistens verfügt bereits das Produkt, mit dessen wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Analyse man sich beschäftigt, über internationale und damit makrohistorische Bezüge.«¹⁸

Für die vorliegende Arbeit galt es deshalb, eine Quelle heranzuziehen, anhand derer die unterschiedlichen Einstellungen zum Alkohol in unserer Gesellschaft in möglichst großer Bandbreite herausgearbeitet und analysiert werden können.

¹⁵ *Roman Sandgruber*: Bittersüße Genüsse. Kultur- und Sozialgeschichte der Genussmittel. Wien / Köln / Graz 1986. Ebd. S.10; Hasso Spode: Die Macht der Trunkenheit. Kultur und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland. Opladen 1993.

¹⁶ Rolshoven, wie Anm. 3, S. 29-49.

¹⁷ Bimmer, wie Anm. 12.

¹⁸ *Thomas Hengartner / Christoph Maria Merki (Hg.)*: Genussmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch. Frankfurt a.M. / New York 1999. S.17.

Qualitative Inhaltsanalyse

Die in meiner Arbeit angewandte qualitative Inhaltsanalyse zielt auf die interpretierende Herausarbeitung des kulturellen Kontextes des Untersuchungsgegenstandes: Welche Normen und Orientierungen kommen zum Vorschein, in welchem individuellen oder gesellschaftlichen Zusammenhang treten sie auf und welche sozial vermittelten bzw. moralisch determinierten Verhaltenscodices werden wirksam?¹⁹ Dieses Verfahren eignet sich besonders zur Auswertung großer Textmengen, wie sie bei der Untersuchung von Zeitschrifteninhalten typisch sind. Zur Untersuchung der Darstellung von Alkohol ist die so genannte inhaltliche Strukturierung zu bevorzugen.²⁰ Hierbei werden unterschiedliche strukturelle Merkmale des Materials bestimmt, um so zu handhabbaren und präsentierbaren Größenordnungen zu gelangen. Entscheidend ist die theoriegeleitete Erarbeitung eines Kategoriensystems. Dies erfolgt zu Beginn, z.B. in Form einer ersten Durchsicht des Untersuchungsmaterials, mittels derer Kategorien explizit definiert werden. Sie ermöglichen eine genaue Zuordnung der vorhandenen Texte bzw. Textbestandteile. Dabei muss es sich nicht um ein starres Gerüst handeln und eine Überprüfung und Präzisierung der ausgewählten Kategorien ist während des gesamten Analyseprozesses notwendig.²¹

Eine sozial- oder kulturwissenschaftliche Untersuchung ist immer nur der Versuch der wissenschaftlichen Rekonstruktion und Analyse von gesellschaftlicher Wirklichkeit. Da die vorgenommene qualitative Inhaltsanalyse sich allerdings nicht zwingend auf exakte Vorgaben und präzise Zahlen stützen muss, lässt sich so den Erscheinungsformen kultureller Realität besser annähern. Als Stärke der verwendeten Methode ist nicht Repräsentativität und eindeutige Zuordnung hervorzuheben, sondern das Erkennen des ebenso aussagekräftigen »Unausgesprochenen« bzw. »zwischen den Zeilen Geschriebenen«.²²

»Die implizite Zielsetzung der ›exakten‹ Methodik, zu möglichst präzisen Bestimmungen des jeweiligen Durchschnitts zu gelangen, droht dazu zu führen, dass die breiten Ränder zu Gunsten einer manchmal eher imaginären Mitte vernachlässigt werden; an die Stelle der – nicht ungefährlichen – Anekdote der Einzelbeobachtungen kann, zugespitzt gesagt, eine Anekdote der Mittelwerte treten. Schließlich ist die Gefahr größer als bei einem weichen

¹⁹ *Klaus Merten: Inhaltsanalyse.* Opladen 1983. S. 16 u. vgl. ebd. S. 107f.

²⁰ *Philipp Mayring: Qualitative Inhaltsanalyse.* 6. Aufl. Weinheim 1997. S. 82ff u. S. 89; *Siegfried Lamnek: Qualitative Sozialforschung.* 3. Aufl. Weinheim 1995. S. 209ff.

²¹ Ebd., S. 214f.

²² *Hermann Bausinger: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit.* In: *Zeitschrift für Volkskunde.* 76. Jg. (1980). S. 1-21, hier S. 18.

Instrumentarium, dass der Kontext eines in seinen quantitativen Dimensionen erfaßten Phänomens verfehlt wird.«²³

Die Anforderungen an eine wissenschaftliche Vorgehensweise bestehen bei der qualitativen Inhaltsanalyse um so mehr in einer sorgfältigen Quellenkritik, der kontextuellen Erfassung der Quelle sowie der Selbstreflexivität des Forschenden und seiner kritischen Überprüfung des Forschungsverlaufs.²⁴

Auswahl des Samples

Andreas C. Bimmer weist in seinem Forschungsüberblick auf Lücken und Versäumnisse der Alkoholforschung hin und fordert unter anderem »die Untersuchung der alkoholbestimmten Medieninhalte in Massenkommunikationsmitteln, wie Film, Fernsehen, Zeitschriften, Romanen, um durch genaue Analysen die jeweilige Konnotation des Alkohols festzumachen.«²⁵

Die Frage wie dieser Umfang des Themas ohne eine zu verengte Forschungsperspektive gerecht werden kann, ist Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit. Zur Untersuchung wird aus diesem Grund eine Quelle gewählt, mittels derer es möglich ist, sich aus unterschiedlichsten Blickwinkeln »der Rolle des Alkohols in unserer Gesellschaft zu nähern.«²⁶ Die qualitative Methodik verhindert dabei eine nur oberflächliche Deskription, da sie eine sensible Interpretation anhand herausgearbeiteter Fundstellen ermöglicht. Als Ausgangspunkt für das Bestimmen des Samples wurden jeweils drei Jahrgänge eines Jahrzehnts der Zeitschriften »Stern« und »Der Spiegel« zwischen 1970 und 2000 gewählt. Es handelt sich um die Jahrgänge 1976-78, 1986-88 und 1996-98. Aus diesen insgesamt 18 Jahrgangsbänden sind mittels Durchsicht und Stichwortsuche alle Artikel extrahiert worden, die sich in irgendeiner Weise mit Alkohol beschäftigen.²⁷ Unter

²³ Ebd., S. 19.

²⁴ Vgl. *Hermann Bausinger*: Neue Felder, neue Aufgaben, neue Methoden. In: Chiva, Isac / Utz Jeggle (Hg.). *Deutsche Volkskunde - Französische Ethnologie*. Frankfurt a.M. / New York / Paris 1987. S. 326-344, hier S. 338.

²⁵ Bimmer, wie Anm. 12, S.31.

²⁶ Ebd.

²⁷ Die Zeitschriftenartikel sind zwar je nach Jahrgang entweder über Online-Datenbanken, CD-Rom-Datenbanken, verlagseigene Karteikartenverzeichnisse als Schlagwort- oder Stichwortregister zu einzelnen Jahrgangsbänden erschließbar. Alle diese Verzeichnisse unterliegen jedoch der unterschiedlichen und oft nicht exakt nachvollziehbaren Katalogisierungslogik ihrer jeweiligen Ersteller. Deshalb erwies sich letztlich die manuelle Durchsicht jedes einzelnen Heftes als die geeignetste Erhebungsmethode für die vorliegende Arbeit.

ihnen finden sich der Form nach alle gängigen Arten journalistischer Dokumente wie Reportagen, Serien, Interviews, Dokumentationen, Kommentare bzw. Glossen und wenigzeitige Presseinformationen.

Auf die Festlegung des Samples folgt die Bestimmung der Analysekategorien. Erste Hinweise ergeben sich schon bei der Vorbereitung der Analyse, z.B. bei der Hypothesenbildung oder der Erkundung der Fachliteratur. Beginnend mit der ersten Durchsicht des Untersuchungsmaterials bis zum Abschluss der Interpretation wurden die Kategorien dann bei jedem Schritt neu überprüft und gegebenenfalls entsprechend verändert. Die gleichzeitige Zuordnung des Untersuchungsmaterials zu den sich so entwickelnden Kategorien führte zur fortlaufenden Überprüfung. Mehrfach oder nichtzuordbare Fundstellen erzwingen eine Nachjustierung der Kategorienbildung. Das Sample wurde anhand der im folgenden vorgestellten Kategorien inhaltlich strukturiert: Gesundheitsdiskurs, Diskurs Alkohol und Verkehr, Genusdiskurs, Miss-brauchsdiskurs; ökonomische Bewertungen.²⁸

Positiver Gesundheitsdiskurs: »Lebensfreude«, »Infarktprophylaxe« und »Gesundheitssaft«

Die vielfach bedienten Äußerungen über die vorteilhafte Wirkung des »täglichen Glases Rotwein« zur Stärkung des Herzens, die Steigerung des Wohlbefindens beim geselligen Konsum von Alkohol im Bekanntenkreis respektive über das »allmorgendliche Gläschen Sekt« zur Ankurbelung des Kreislaufes finden sich auch in den Artikeln der Zeitschriften wieder. Prominentestes Beispiel ist das »french paradox« Phänomen, bei dem festgestellt wurde, dass die französische Bevölkerung – insbesondere ältere männliche Bewohner berühmter Weinbauregionen – trotz der vergleichsweise fettreichen Ernährung, eine ungewöhnlich niedrige Herz-Kreislauf-Mortalität aufweist. Vermutete man in den siebziger Jahren, dass der reine Alkoholanteil in verschiedensten alkoholischen Getränken Ursache für die gesundheitsfördernde Wirkung ist, wurden Ende der neunziger Jahre auch andere Inhaltsstoffe benannt, die in besonders landestypischen sowie ökonomisch bedeutenden, alkoholischen Getränken vorkommen. Der Dank für das verlängerte Leben gehört dem täglichen Genuss des heimatlichen

²⁸ Aus Platzgründen wird hier auf den Auswertungsteil »ökonomische Bewertungen« verzichtet, die anderen Beispielkomplexe finden sich in gekürzter Form.

Rotweins.²⁹ In den 70er Jahren wird noch mit großer Vorsicht auf diese möglichen organisch positiven Wirkungen hingewiesen:

»Jüngste Forschungsberichte setzen den Äthanol-Schreckensbildern immerhin ein paar milde Lichter auf: Alkohol, mäßig genossen, vermindert nach Ansicht einiger Wissenschaftler das Risiko, an Arterienverkalkung oder Herzinfarkt zu erkranken – unter einer Bedingung: beim Trinken nicht rauchen.« (sp77/36/166)³⁰

Der Hinweis auf mögliche negative Folgen sowie die Warnung vor einer zusätzlicher Gefahrenquelle wie der des Rauchens wird mitgeliefert. Zwanzig Jahre später wird eindeutiger, detaillierter und unzweifelhafter argumentiert, wobei auch hier die Warnung vor drastischen Folgen exzessiven Alkoholkonsums nicht fehlt:

»Was Genießer schon immer wußten, hat nun eine amerikanische Studie mit 490.000 Versuchspersonen bewiesen: Wer maßvoll trinkt, lebt länger. ›Da gibt es kaum noch Raum für Zweifel«, sagt der Epidemiologe der Harvard Universität, Meir Stampfer. Wissenschaftler der American Cancer Society, der Weltgesundheitsorganisation und der Oxford University hatten die Probanden 1982 nach ihren Trinkgewohnheiten befragt und neun Jahre lang alle Todesfälle in dieser Gruppe verfolgt. Ergebnis: Die Todesrate der Alkoholkonsumenten war 21% niedriger als die der Abstinenzler. Zum einen wirkt Alkohol der Entstehung von Blutgerinnseln entgegen, zum anderen fördert mäßiger Alkoholgenuß die Produktion von Blutfetten, die vor Herzinfarkten schützen. Am meisten nützt Alkohol offenbar den Menschen, die unter hohem Blutdruck oder Herzbeschwerden leiden – und die sich im Durchschnitt nicht mehr als ein Glas Wein, Bier oder einen Cocktail täglich genehmigen. Doch wer vier oder mehr Drinks pro Tag schluckt, stirbt mit bis zu siebenmal höherer Wahrscheinlichkeit an Krebs oder Leberzirrhose als ein zurückhaltender Trinker.« (sp97/51/20)

Als Ernährungsbestandteil bzw. Nährstoffquelle erfährt Alkohol eine durchweg positive Konnotation. Der amerikanische Anthropologe Solomon Katz wird 1987 dahingehend zitiert, dass Alkohol, insbesondere Bier, auf Grund seiner positiven Auswirkung auf den menschlichen Körper schon in einer frühen Phase der Menschheitsgeschichte wesentlich für kulturelle Veränderungen verantwortlich war:

»Bier hat die Menschheit dazu gebracht, ihr unruhiges Wanderleben aufzugeben und sesshaft zu werden [...]. Das Getränk versetzt jeden, der es probiert, in gute Laune. Außerdem machte es kräftig: Der vergorene Saft, meint Katz, wurde zur zweitbedeutendsten

²⁹ Die Diskussion des Themas findet ausführlich auch in anderen Zeitschriften und Zeitungen statt. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht vgl. Spode, wie Anm. 2, S. 30f. u. vgl. *Johanna Rolshoven: Vom Weintrinken in der Schweiz. Forschungskontext und Rahmenüberlegungen. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. Bern 25.03.1998, hier S. 3.*

³⁰ Die Zitate aus dem Sample werden wie folgt belegt: (st = »Stern« bzw. sp = »Der Spiegel«/Jahrgang/Heft/Seitenzahl).

Nährstoffquelle, gleich nach tierischem Eiweiß. In vielen frühen Kulturen, so der Forscher, spielte Alkohol eine zentrale Rolle im sozialen und religiösen Leben – mithin sei auch denkbar, dass Jäger und Sammler dem Bier zuliebe sesshaft wurden, um sich fortan der Kultivierung von Getreide zu widmen.« (sp87/23/231)

Ein paar tausend Jahre später, genauer in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, liefert ein viel diskutiertes Thema dem positiven Einfluss des Nährstofflieferanten Bier auf die menschliche Gesundheit wichtige Argumente: Der Schutz der Gesundheit durch die Aufrechterhaltung des ursprünglich *bayrischen* Reinheitsgebotes für Bier aus dem Jahre 1516. Dieses Anfang des 20. Jahrhunderts auf das deutsche Reich ausgeweitete Reinheitsgebot dient Mitte der 80er Jahre den deutschen Brauern im Streit mit der Brüsseler EG Wettbewerbsbehörde als wichtigstes Argument gegen die Abschaffung der Einfuhrbeschränkungen für ausländische Biere in die Bundesrepublik Deutschland. Unter Hinweis auf nationale Besonderheiten werden die »rechtliche Harmonisierung« und der »freie Wettbewerb« innerhalb der Europäischen Gemeinschaft abgelehnt:

»Die Deutschen halten dagegen, sie seien allein um die Gesundheit ihres biertrinkenden Volkes bemüht. Im statistischen Durchschnitt würde die männliche Bundesbevölkerung 26,7 Prozent des Nahrungsbedarfs in Form des Gerstensafts zu sich nehmen. Daher müsste dieses Lebensmittel besonders rein gehalten werden. Einfuhrbeschränkungen für ausländische Biere, die statt mit teurer Braugerste auch mit billigem Mais und Reis oder gar mit Zusatzstoffen produziert würden, dienen vor allem dem Wohlbefinden der Bürger.« (sp86/20/128)

Nicht um Deutschland sondern Italien und um Wein statt Bier dreht sich alles in einem Interview mit der Önologin Jancis Robinson. Ihre Einschätzung »Selbst der übliche Tafelwein dort ist meist gut und herzhaft – wie Gesundheitssaft« (sp97/21/129), verknüpft, wie schon beim Streit über das Reinheitsgebot, die positiven Effekte für die Gesundheit der Menschen mit der nationalen Herkunft des alkoholischen Getränkes. Neben der Herz- und Kreislauf unterstützenden Wirkung und der gesunden Nährstoffversorgung werden in den Artikeln auch die positiven Folgen von Alkoholkonsum auf das Individuum und auf dessen Verhalten im sozialen Gefüge von Gruppen zur Sprache gebracht.

»Der Konsum von Kaffee, Nikotin und Alkohol, so das Ergebnis der Studie, spiele eine große Rolle beim Aufbau von sozialen Kontakten, diene darüber hinaus häufig der Entspannung und Bewältigung von Stresssituationen und gehöre zur Lebensqualität. Die Genußforscher appellieren an die neuen Askese- Prediger, [...] den traditionellen Gesundheitsbegriff auszuweiten und das Kriterium Genuß und Lebensfreude einzubezie-

hen.« (sp96/45/224)

Negativer Gesundheitsdiskurs »Verbluten oder verblöden«

Die Beschäftigung mit den gesundheitlich negativen Auswirkungen von Alkohol nimmt in allen drei untersuchten Zeitabschnitten großen Raum ein. Sie findet sich sowohl im Titelthema einer Ausgabe des Spiegel (sp77/36/Titel: »Alkohol - heilbare Krankheit?«), als auch in Form einer Randbemerkung zu einem Themengebiet, das inhaltlich einem der anderen Diskurse zugeordnet ist. Außergewöhnlich häufig werden zur Untermauerung der Argumentation statistische Daten als »harte Fakten« hinzugezogen. So und ähnlich heißt es immer wieder: »Noch nie haben die Deutschen soviel Alkohol konsumiert wie in diesen Jahren« (st88/22/100), oder dass »bereits drei Millionen unserer Mitbürger alkoholgeschädigt sind« (st77/18/132). Im folgenden Beispiel zeigt sich anhand der vielfältigen Mischung der aufgelisteten Ereignisse, dass die Dependenz, die zwischen dem Zahlenmaterial und der alkoholspezifischen Aussage hergestellt wird, oftmals nicht nachvollziehbar ist oder sich bei eingehender Erörterung als kaum haltbar herausstellt:

»Aus den Vieltrinkern aber rekrutiert sich der Nachwuchs der großen Gruppe von Alkohol-Opfern: Zwei Millionen Bundesbürger sind nach Ansicht der Fachleute alkoholabhängig, 4,5 Millionen alkoholgefährdet. Rund 18.000 Bundesbürger sterben jährlich an alkoholbedingter Leberzirrhose. Bei 50.000 Verkehrs- und 200.000 Arbeitsunfällen pro Jahr, bei 70 Prozent der Scheidungen und einem Drittel aller Selbstmorde ist ebenfalls Alkohol im Spiel.« (sp86/13/126)

Mit derartigen Zahlenspielen wird den Lesern der Zeitschriften immer wieder latent bedeutet, wie leicht jeder einzelne als Täter oder unschuldiges Opfer durch Alkohol Schaden nehmen kann. Die fundierende Wirkung der statistischen Fakten wird dabei so verwendet, dass auch anderen, nur im Umfeld genannten Aussagen ein höherer Wahrheitsgehalt zugesprochen wird:

»Jeder dritte erwachsene Deutsche zählt mittlerweile zur Gruppe der »starken Trinker« (Tageskonsum: 80 Gramm oder mehr reinen Alkohol). Mindestens zwei Millionen Bundesbürger sind bereits lebergefährdet. [...] Weil beim »Menge mal Zeit«-Problem Zirrhose etwa 20 Jahre vergehen, ehe 50 Prozent der Überdosierer mit bindegewebiger Leberschrumpfung darniederliegen, steht der weibliche Erkrankungsgipfel noch bevor – Frauen greifen erst neuerdings in großer Zahl zur Flasche, um Berufstätigkeit, Psycho-Not und Emanzipation ertragen zu können.« (sp78/4/153)

Die Widersprüche und Ungereimtheiten an dem in den Zeitschriften zu

Hilfe gezogenen statistischen Material sind auffällig, aber hier nicht von primärem Interesse. Volkskundlich-kulturwissenschaftlich bedeutsam ist die Frage nach den *einfachen* Verbindungen die zu inhaltlichen Themen geknüpft werden.³¹ Die Statistik kommt vornehmlich dann zum Einsatz, wenn über lebensbedrohliche oder tödliche Folgen des Alkoholkonsums geschrieben wird. Den Statistiken folgen dann konkrete Schilderungen der organischen Abläufe im Körper des Einzelnen:

»Der Säufer kriegt eine Fettleber mit anschließender Zirrhose, belastet Herz und Kreislauf, leidet an Magengeschwüren, Darmfisteln und chronischer Entzündung der Bauchspeicheldrüse. Der Alkohol zerstört seine Gehirnzellen. Das Ende ist schrecklich: Aufgedunsen und dann abgemagert, verblutet er eines Tages an seinen geplatzten Krampfadern in der Speiseröhre«. (st88/22/103)

Aus den vorweg genannten Zitaten ist zu erkennen, dass in den Zeitschriften bei der Diskussion um die organisch-physiologischen Schäden eindeutig Stellung bezogen wird. Weder Konjunktiv noch Potentialis, sonst oft gebrauchte Ausdrucksformen, finden in den Wirkungsbeschreibungen Verwendung. Die Argumentationsweise ist vielmehr direkt. Verweise auf Aussagen bzw. wissenschaftliche Untersuchungen Dritter, die üblicherweise im hier behandelten Gesundheitsdiskurs häufig angeführt werden, fehlen.

Es ist festzuhalten, dass diese Diskussion um organisch-physiologische Folgen sich am intensivsten in den Zeitschriften der 70er Jahre widerspiegelt. Sie taucht in den 80er Jahren noch vereinzelt auf und ist in der oben dargestellten Form in den 90ern im Sample nicht mehr nachweisbar.

Einzelne Personengruppen werden immer wieder als besonders gefährdet herausgestellt, am häufigsten Frauen. Der Alkoholkonsum von Frauen wird nicht nur wegen ihnen attestierter geringerer Leberleistung gesondert problematisiert, auch Brustkrebs wird unter Berufung auf die Wissenschaft mit Alkohol in Verbindung gebracht:

»Brustkrebs kam zum Beispiel bei Frauen, die regelmäßig Bier, Wein oder Schnaps tranken, 20 bis 60 Prozent häufiger vor als bei Anti-Alkoholikerinnen. Und bei den auf Abstinenz eingeschworenen Mormonen lag die Brustkrebsquote niedriger als bei der 'Normalbevölkerung'. [...] Der Wissenschaftler hat errechnet, dass in den [Vereinigten] Staaten jährlich 16.000 neue Fälle von Brustkrebs durch Alkohol begünstigt sein könnten«. (sp76/25/139)

In diesem Zitat fällt zunächst die erstaunlich große Varianz der vorgetrage-

³¹ Spode weist darauf hin, dass »solche Zahlen oft zur Legitimierung moral- und interessenbezogener Zwecke erstellt und publiziert werden«. Spode, wie Anm. 2, S. 30.

nen Zahlen auf (20-60%). Beachtenswert ist aber die Festlegung der Risikogruppe (regelmäßige Alkoholkonsumentinnen) gegenüber den abstinenten Vergleichsgruppen. Obwohl der Verantwortliche der epidemiologischen Belegstudie stark relativierend dahingehend zu Wort kommt, »dass es sich um eine Theorie handelt – um eine reine Theorie. [...] Wäre es nicht unverantwortlich [...] einer ernstzunehmenden These, die vielleicht zur Vorbeugung beitragen kann, nicht nachzugehen?« (sp76/25/139), bleibt der Tenor des Artikels: Schon regelmäßiger Genuß von Alkohol gefährdet speziell die Gesundheit von Frauen.

Schwangerschaft und Alkoholkonsum »Und immer trinkt das Baby mit«

Der Umgang mit der Thematik Schwangerschaft und Alkoholkonsum muss bei der Untersuchung des negativen Gesundheitsdiskurses gesondert beachtet werden. Er stellt sowohl in Hinsicht auf die feste Rollenverteilung der einbezogenen Personen als auch auf Grund der homogenen Ausrichtung der Zuschreibungen auf eine Risikogruppe ein Spezifikum dar. Die pränatale Schädigung der Nachkommenschaft, die sogenannte Alkohol-Embryopathie, wird in den siebziger Jahren ausgiebig diskutiert, während sich im Sample weder in den 80er noch in den 90er Jahren weitere Aussagen, geschweige denn ganze Artikel speziell dazu finden. In den 70er Jahren zeichnen die Zeitschriften das Bild der verantwortungslosen, trinkenden Mutter und befassen sich mit dem gleichsam grausamen wie mitleiderregenden Schicksal ihres Kindes:

»Zwar hieß es im Volksmund seit alters her, dass Alkoholmißbrauch sich an den Nachkommen rächt, doch die Wissenschaftler blieben eher skeptisch: Zu eilfertig wurden angeborene Behinderungen elterlichen Sünden angelastet. [...] Seit einigen Jahren mehren sich jedoch die Beweise, dass eine Frau, die während der Schwangerschaft das Trinken nicht lassen will, ihr ungeborenes Kind auf verheerende Art schädigt. [...] Oft kamen die Ärzte erst nach vielen Gesprächen mit der Familie auf die richtige Spur. Kaum eine andere Krankheit wird so schamvoll verschwiegen und geschickt kaschiert wie die Alkoholsucht. ›Gelegentlich mal ein Glas unter Freunden«, das wird zugegeben, auch ein ›Zug durch die Gemeinde«. Aber, dass eine junge Frau, ›der es an nichts fehlt«, schon morgens um zehn den Barschrank im Wohnzimmer öffnet, erscheint den nächsten Angehörigen unvorstellbar. Viele Ehemänner hatten jedenfalls keine Ahnung, dass ihre Frauen tranken, wieviel sie tranken und weshalb sie tranken. [...] Die Mutter des zurückgebliebenen Alexander, die inzwischen an Leberschrumpfung gestorben ist, konsumierte während der Schwangerschaft täglich sieben bis acht Flaschen Bier, dazu Wein und Schnaps. Insgesamt schluckte sie mindestens 200 Gramm reinen Alkohol pro Tag. Und der Embryo in ihrem Leib trank immer mit. [...]; schutzlos ist der Embryo einem Gift ausgeliefert, das er nicht, wie ein erwachsener Organismus, abbauen kann. Es sammelt sich in seinem Körper, blockiert und

deformiert dessen Entwicklung. Bei der Geburt roch Alexander deutlich nach Alkohol.«
(st76/48:275f)

Die Schuld für die Schädigung des ungeborenen Nachwuchses wird eindeutig und ausschließlich dem Verhalten der Frau zugeschrieben: Sie will das Trinken nicht lassen, und der Ehepartner ist ahnungslos. Die auch aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive naheliegende Frage nach dem Einfluss des sozialen Umfeldes auf das Verhalten einzelner Personen wird nicht aufgenommen. Stattdessen wird ausnahmslos eine biologisch kausal argumentierende Ursachen-Wirkungsuntersuchung geschildert.³² Ebenso unmissverständlich findet sich dies auch im folgenden Zitat bestätigt:

»Der erste Schrei des kleinen Mädchens war mehr ein Röcheln. Hebamme und Geburtshelfer säuberten rasch die verschleimten Atemwege. Dabei entdeckten sie: Das Baby hatte eine ›Fahne‹. Betrunknen schlief es in den Tag hinein, genau wie seine Mutter.[...] Wie bei einem Mongolen hingen die Augenlider tief herab. Unter der dicken Sattelnase stand der schmallippige Mund weit offen, weil eine tiefgefurchte, große Zunge Raum suchte über einem fliehenden Kinn.[...] Weder Medikamente noch radioaktive Strahlen, auch nicht gescheiterte Abtreibungsversuche verursachen annähernd so viele Mißbildungen, wie der Alkohol es tut, wenn die Mutter während der Schwangerschaft trinkt. [...] Offensichtlich kommt es nur bei mütterlichem Alkoholismus zu Schädigungen des Ungeborenen.«
(sp78/30:140f.)

Wie im vorherigen Beispiel wird auch hier die pauschale Aussage über die generelle medizinische Wirkung von Alkoholaufnahme mit der publizistisch drastischen Schilderung eines Einzelfalls verbunden. Bei letzterem wird dem bedauernswerten Zustand des unschuldigen Neugeborenen das gesellschaftlich geächtete Handeln der Mutter gegenübergestellt: Statt einer Erwerbsarbeit nachzugehen oder sich um ihre »mütterlichen Pflichten« zu kümmern, schläft sie tagsüber ihren Rausch aus. Außerdem weist der hier vorgetragene quantitative Vergleich mit anderen Ursachen möglicher Embryonal-Schädigungen (Medikamente, radioaktive Strahlung und Abtreibungsversuche) in seiner Gesamtschau auf die zeit-historische Verankerung hin. Die öffentlichen und politischen Debatten über die friedliche bzw. militärische Nutzung der Atomkraft befinden sich im Jahre 1978 auf einem neuen Höhepunkt; der deutsche Bundestag streitet um Pro und Contra einer neuen Abtreibungsgesetzgebung im § 218 StGB nach der Ablehnung

³² Rolshoven, wie Anm. 28, S. 4.

durch das Bundesverfassungsgericht. Auch die Erinnerung an die Folgen des Arzneimittelskandals um das Schlafmittel Contergan sind noch tief im Bewusstsein der Menschen verankert. Die in der Öffentlichkeit geführte Debatte zur Neuregelung der Abtreibung beinhaltet ebenso die Diskussion über das Schicksal der mittlerweile meist volljährigen Contergan-geschädigten Menschen wie die pränatale Schädigung durch Alkohol.

In den ausgewählten Artikeln der 80er und 90er Jahre findet sich nur ein einziger, der sich mit Schwangerschaft und Alkohol beschäftigt. In diesem Artikel aus dem Jahre 1998 wird aber nicht speziell die alkoholbedingte Schädigung der Nachkommen erörtert, sondern vielmehr die Auswirkungen von Alkohol auf die Empfängnisbereitschaft der Frauen. Als Ergebnis einer Studie dänischer Ärzte wird konstatiert: »Alkohol erschwert das Schwangerwerden«. Nach der Beobachtung von mehreren hundert empfängniswilligen Däninnen kommt man zu dem Schluss:

»Die, die durchschnittlich maximal fünf kleine Gläser Wein oder Bier pro Woche tranken, hatten eine doppelt so große Wahrscheinlichkeit, innerhalb von sechs Monaten schwanger zu werden wie jene, die das Doppelte konsumierten. Da auch wenig Alkohol die Chance für eine Schwangerschaft deutlich drückte, empfehlen die Ärzte den Frauen sicherheitshalber den völligen Verzicht.« (st98/36/168).

Auffällig ist die viel geringere Menge des unterstellten durchschnittlich konsumierten Alkohols. Hier verändert sich die Haltung der Zeitschriften während des Untersuchungszeitraumes. Wurde zu Beginn, abgesehen von den Aussagen über schwangere Alkoholikerinnen, von sechs bzw. zwei Drinks täglich ausgegangen, wird jetzt ein Verzehr von maximal fünf kleinen Gläsern Wein oder Bier, respektive der Hälfte, pro Woche angenommen. Hinzu kommt, dass 1998 nicht mehr von der Einnahme stark – sondern schwächer alkoholhaltigen Getränken ausgegangen wurde. Damit ist im Verlauf des Diskurses eine Tendenz zur Mäßigung feststellbar.

»Dem Mann schwindet die Männlichkeit«

Bei der Begutachtung der Einwirkung von Alkohol auf Libido und Sexualverhalten stehen einzig die Männer im Mittelpunkt des Interesses. Der weibliche Teil der Bevölkerung wird in den Zeitschriften nicht berücksichtigt. Der Haupttenor dieser Darstellungen lautet: »Alkohol verringert die Potenz«. Durchgängig wird sich auf wissenschaftliche Untersuchungen berufen, wobei es sich meist um reine Informationsvermittlung handelt.

Warnungen oder Handlungsanweisungen wie sie gegenüber Frauen ausgesprochen werden, finden sich hier nicht:

»Über den Zusammenhang zwischen Alkoholgenuß und Sex veranstalteten Psychologen der University of Hawaii eine neue Untersuchungsreihe. Die Volksmeinung wurde bestätigt: Drinks schwächen die Hemmschwelle aber sie senken auch die Potenz. [...]. Das erste Glas bewirkte zunächst noch eine Steigerung [...], dann aber kam es zur Schrumpfung«. (sp78/17/278)

Anders ist die Haltung gegenüber pathologischen Alkoholkonsumenten. Ihnen wird zwar ebenfalls eine ungünstige Veränderung ihres Hormonhaushalts attestiert, dabei werden aber nicht nur die direkten Folgen für das Sexualleben geschildert, sondern auch die Verminderung einer als männlich erachteten Physiognomie sowie eines geschlechtsspezifischen Verhaltensmusters insgesamt:

»Im Blut des Trinkers steigt der Östrogenspiegel. Weil ein biochemisches Unglück selten allein kommt, sinkt gleichzeitig die Produktion des Testosteron, des stärksten männlichen Sexualhormons. Mit viel Östrogen und wenig Testosteron im Blut schwindet dem Mann die Männlichkeit, er ›feminisiert‹: Triebstärke und Aggressionspotential nehmen ab, dafür runden sich die Formen – der joviale Dicke mit dem ›Chvostekschen Habitus‹, dem charakteristischen ›Behaarungsmuster‹ und einer Neigung zu Wein und Gesang und hin und wieder einer Träne kommt zum Vorschein. Dass seine Sexualfunktionen darniederliegen, schmerzt ihn meist wenig«. (sp78/4/153)

Der Alkohol zerstört hier das Stereotyp des aggressiven, triebstarken und niemals weinenden Mannes. Nach Meinung der Zeitschriften kann Alkohol in anderen Kontexten exakt gegenteilig bewertet werden. So »gehört die Whisky-Flasche in der Faust von Curd Jürgens oder Richard Burton durchaus zum populären Bild markanter Männlichkeit« (sp77/36/168).

In allen Artikeln werden negative Folgen zwar beschrieben und damit implizite Warnungen formuliert, Drohungen und Verhaltensmaßregeln finden sich bei dieser Thematik allerdings nicht. Inhalte, die auch für Frauen relevant sein könnten, wie z.B. Hormonspiegelveränderung, Libido oder Gewichtszunahme, werden ausschließlich in Bezug auf Männer erörtert.

Alkohol und Straßenverkehr: »Dieses Mädchen haben Sie exekutiert«

Allen Aussagen des Verkehrsdiskurses ist gemein, dass nicht zwischen verschiedenen Arten von alkoholischen Getränken unterschieden wird. Es geht schlichtweg um die Folgen der jeweiligen Rein-Alkoholkonzentration, dem

sogenannten Promillewert im Blut. Diese Folgen sind immer negativ und werden ausschließlich und undifferenziert dem »Alkohol« zugeschrieben. Die juristische Unfallverursacherdiskussion zeigt am deutlichsten, wie sich alles auf die Frage bestimmter Promillegrenz- bzw. Schwellenwerte reduziert. Im Stern finden sich, meist in der Rubrik »Recht«, über den gesamten Untersuchungszeitraum verteilt, viele wenigzeilige Berichte über aktuelle Präzedenzurteile zur »Trunkenheit am Steuer«. Für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung besteht die Möglichkeit, die Ursachen und Hintergründe für die jeweiligen Standpunkte in der Diskussion zu veranschaulichen. Im Gegensatz zu den anderen Diskursen fällt beim Verkehrsdiskurs auf, dass die Perspektiven eine besonders große Divergenz aufweisen können. Werden Autofahrer lediglich bei einer Verkehrskontrolle mit Alkohol erwischt oder dabei, alkoholisiert einen Blechschaden verursacht zu haben, ist dies aus Sicht der Zeitschriften zwar schicksalhaft, jedoch eine Bagatelle. Die unabdingbare Voraussetzung für diese moderate Sichtweise ist, dass niemand dabei verletzt wird:

»Die Mini-Karambolage mit Tempo 15 hinterließ lediglich ein paar Kratzer im Blech und landete als Bagatellunfall in der Statistik. Die vier Bier und vier Gläser Wein jedoch, die Carmen Liebs zuvor auf einem Familienfest getrunken hatte, wirkten sich verheerend aus: 1,75 Promille Blutalkohol stellte der Polizeiarzt amtlich fest. Danach verdonnerte das Amtsgericht Weilheim die Blech-Remplerin zu 14 Monaten Führerscheinentzug und 9000 Mark Geldstrafe. Ihr Schicksal teilt Carmen Liebs mit knapp 150 000 Bundesbürgern, die ihre Fahrerlaubnis im vergangenen Jahr nach einer Trunkenheitsfahrt verloren.«
(st97/43/42)

Berichten die Zeitschriften hingegen über Unfälle *mit* Personenschäden, fällt das Urteil über alkoholisierte Fahrer weitaus negativer aus. So wird »die Katastrophenfahrt eines tüchtigen und bis dahin unbescholtenen Bürgers geschildert, den der Alkohol zum Verbrecher macht« (st88/47/163). Wenn ein Unfallfahrer verdächtigt wird, immer wieder betrunken am Steuer zu sitzen, ist die Einschätzung noch abwertender, fast verachtend: Schon in der Überschrift eines Artikels über einen »angetrunkenen Autoraser« wird präzise Stellung bezogen: »Dieses Mädchen haben Sie exekutiert.«
(st88/42/192).

Aussagen über besonders häufig als »Opfer« oder »Täter« auftretende Personengruppen finden sich seltener als bei den anderen Diskursen. Tauchen direkte Beschuldigungen dennoch auf, so sind es zum einen Männer und

zum andern junge Menschen, deren Alkoholkonsum kritisiert wird:³³

»Der Anteil der 18- bis 24jährigen Fahrer ist überproportional hoch. Und: Alkohol ist fast reine Männersache. Nur bei zehn Prozent aller entdeckten Sauf Touren sitzt eine Frau hinterm Lenkrad. Glatter Zufall ist, ob einer erwischt wird. Vier Richtige im ›Lotto 6 aus 49‹ sind wahrscheinlicher, als im Suff von einer Polizeikelle gestoppt zu werden.« (st97/43/42)

Hat man schon so viel Losglück, kann man sich der Teilnahme am nächsten Glücksspiel sicher sein. Infolge eines mittleren bis schwereren Alkoholvergehens wartete auf »den Alkoholsünder« eine medizinisch-psychologische Untersuchung, kurz MPU – und in den Zeitschriften »Lotteriespiel beim ›Idiotentest‹«³⁴ genannt. Es geht also um die Bewertung der psychischen Eignung zum Führen von Kraftfahrzeugen. In den Artikeln wird die Objektivität der erstellten Gutachten angezweifelt. »So kam beispielsweise heraus, dass Obergutachter, die selbst öfter oder tiefer ins Glas schauen, bei Alkoholtätern doppelt so viele positive Beurteilungen abgeben wie Enthaltene Kollegen.« (st86/20/239) Es wird befürchtet, dass durch den Test nicht die Richtigen ausgesiebt werden:

»Ein Kaiserslauterner schaffte die Seelen- und Charakterprüfung gleich dreimal innerhalb von vier Jahren. Immerhin sanken seine Rekordpegel von anfangs rund drei Promille über 2,4 auf zuletzt 1,7 je polizeilich beendeter Spritztour. Jedesmal konnte er den Gutachtern klarmachen, wie sehr er den Alkohol verabscheue – und erhielt den Führerschein zurück.« (st97/43/48)

Eine konträre Stellung beziehen die Zeitschriften durch die vieldiskutierte Stigmatisierung alkoholauffälliger Fahrer durch »geheime Zeichen im Führerschein«. Hier wird ein Verstoß gegen den verfassungsimmanenten Gleichheitsgrundsatz attestiert, da ein entsprechend genaueres Überprüfen bei Alkoholkontrollen befürchtet wird.

»Viele Autofahrer wissen nicht, dass sie für längst getilgte Strafen angeprangert werden. [...] Etwa fünf Millionen Bundesbürger haben in ihrem Führerschein einen solchen ›Säuferbalken‹, doch nur wenige wissen davon.« (st78/10/162)

³³ Das ab den 70er Jahren sich entwickelnde jugendkulturelle Phänomen der Diskotheken ermöglicht in der Gefährdungsdebatte eine genaue Umgrenzung einer Risikogruppe: Junge Menschen gefährden sich und ihre gleichaltrigen Mitfahrer auf »Diskotouren«. Zur Vermeidung von sogenannten Diskounfällen soll der »Disko-Bus« die Jugend von »unvernünftigem« Handeln abhalten und sie sicher nach Hause bringen. Vgl. st88/44/84.

³⁴ Vgl. st86/20/239, vgl. st96/49/224 »Vom Wahnsinn der Idiotentests« u. »Seelenstrip-tease« bzw. »Kaffeersatz-Leserei« st97/43/48.

Geht es um die Prävention alkoholisierter Verkehrsteilnahme und die daraus resultierenden Unfälle, ist das Thema Promillegrenze, also der höchstzulässige Blutalkoholwert, in allen drei Untersuchungszeiträumen stark präsent. Faktisch hat sich an der Rechtslage und an dem im Diskurs auftretenden Meinungsbild kaum etwas geändert. Nicht nur Verkehrssicherheit, sondern auch mögliches Wählerverhalten beeinflussen nach Ansicht der Zeitschriften die Haltung gegenüber einer Veränderung der Promillegrenze. Ein Bericht über den damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl veranschaulicht dies:

»Über 0,5 oder gar 0,0 Promille läßt der Pfälzer Wein- und Winzerfreund nicht mit sich reden. Beim Thema Promille verdrängt der Kanzler sogar seine meist historisch verbrämten Wallungen für das gemeinsame Europa. Den Zusammenhang von Promille im Blut und Prozenten am Wahltag hat der CDU-Vorsitzende verinnerlicht.« (sp97/40/27)

Die Zeitschriften behandeln das Thema Promillegrenze ausführlich. Allerdings wird kein Zusammenhang zu Verkehrsunfällen hergestellt. Die Argumente bewegen sich um die persönlichen Einschränkungen der Autofahrer im Falle eines Alkoholverbotes. Eine befürwortende Haltung zu einer Verschärfung ist in den Artikeln nicht nachweisbar:

»Ein Keulenschlag traf die Bundesbürger am Mittwoch letzter Woche, als sie die Morgenzeitungen zur Hand nahmen. ›CDU für totales Alkoholverbot am Steuer‹ stand da fett gedruckt auf der ersten Seite. ›0,0 Promille‹, hieß es, wollten die Christdemokraten im Straßenverkehr durchsetzen. Keinen einzigen Tropfen Alkohol mehr dürfe künftig ein Autofahrer mehr im Blut haben, vorbei sei es mit den dreieinhalb Gläsern Bier oder der halben Flasche Wein, die er heute noch bis zur gesetzlich erlaubten 0,8 Promille-Grenze kippen darf. Spontan meldeten Bierbrauer und Schnapsbrenner, Kneipiers und Kraftfahrer im Bonner Konrad-Adenauer-Haus Protest an: wieso ausgerechnet die CDU sozialistische Verhältnisse in der Bundesrepublik einführen wolle?« (sp78/37/245)

Über die »realsozialistischen« Verhältnisse wird auch berichtet, wobei die eigentliche Problematik nicht in Verkehrsunfällen, sondern im politischen System zu liegen scheint:

»Tatsächlich ist die Zunahme der Alkoholdelikte im Verkehr eine Folge des ausufernden Volkssportes Saufen mit dem immer mehr DDR-Bürger ihren Frust über den realsozialistischen Alltag zu lindern versuchen. Früher hatten kommunistische Ideologen geglaubt, Trunksucht werde in der ›neuen Ordnung‹ ebenso verschwinden wie Kriminalität.« (st88/47/167)

Ersichtlich wird die für die Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit typische westdeutsche Kritik am »sozialistischen Gesellschaftssystem«, die sich eben auch in den thematisch unterschiedlichsten Artikeln populärer Zeitschriften widerspiegelt. Volkskundlich-kulturwissenschaftlich interessant ist in diesem Zusammenhang die simpel erscheinende Erkenntnis, dass auch jenseits ideologischer Grenzen und Systemkritik sowohl Alkoholverbot bzw. -reglementierung als auch der Konsum negativ bewertet werden. Erst im nächsten Schritt erschließt sich, warum in beiden sich widersprechenden Beispielen, rekurrierend auf Ostdeutschland, in den originär westdeutschen Zeitschriften Kritik geübt wird: Als argumentative Projektionsfläche hält das zeittypische Feindbild DDR her – nicht der Alkohol. Der Alkohol muss in allen anderen Schadensdiskussionen als Hauptverursacher allen Übels herhalten, hier wird er vom Feindbild DDR überflügelt.

Im Jahr 1997 ist der Alkohol-Verkehrsdiskurs Titelthema einer Ausgabe des Sterns (st97/43/42ff.). An der Abfolge der dort behandelten Themen läßt sich exemplarisch nochmals aufzeigen, wie wenig stringent die Argumentationszusammenhänge sich darstellen. Der Hauptartikel mit der Überschrift: »Alkohol am Steuer – DAS VERNEBELTE RISIKO« liefert eine detaillierte Aufschlüsselung der Gefahren alkoholisierten Autofahrens mit samt den möglichen gesundheitlichen Folgen bei Unfällen. Die kritische Haltung gegenüber »Alkohol im Straßenverkehr« wird untermauert durch jährliche Todeszahlen, die z.B. »rund drei mal mehr als in der offiziellen Statistik« (st97/43/44) betragen sollen.

Um so erstaunlicher ist es, dass diesem negativ konnotierten Hauptartikel kurze, informative Artikel zwischengeschoben werden, wie sie sonst zur Vermittlung weiterführender Informationen genützt werden. Sie zielen hingegen in eine verharmlosende Richtung und relativieren somit den Grundtenor des Titelthemas: Es sind belustigende Erzählungen »Aus dem Tagebuch der Polizei«. Dort heißt es unter anderem:

»Riskante Orientierungshilfe: Nach Feierabend nimmt ein Fliesenleger bei Augsburg den kürzesten Weg heimwärts und fährt mit seinem Kleinwagen ›wie auf Schienen‹ – auf der Bahntrasse, die an seinem Haus vorbei führt. 5,1 Promille.« (st97/43/45)

Solche anekdotenhaften Schilderungen oder die dort umseitig aufgelisteten »zehn wichtigsten Tips« zu strafmilderndem Verhalten bei »Führerscheinvverlust nach Trunkenheitsfahrt« widersprechen den im Hauptartikel

skizzierten Warnungen und Bedrohungsszenarien (»1. Nehmen Sie sofort Kontakt zu einem versierten Anwalt auf.« oder »3. Sie können mit verminderter Sperrfrist rechnen, wenn Sie dem Richter glaubhaft machen ... « ebd. S. 46). Der außerdem an dieser Stelle aufgeführte »Selbsttest« zur wöchentlichen Trinkmenge: »Sind Sie suchtgefährdet?«, lässt sich analytisch noch weniger dem Hauptthema zuordnen. Diese Uneindeutigkeit ist insgesamt typisch für den Verkehrsdiskurs. Es ist keine klare Bewertungsrichtung erkennbar. Alkohol wird zwar nie befürwortet, jedoch divergieren die Haltungen zwischen vehementer Ablehnung bis hin zur Verteidigung gemäßigten Konsums.

Missbrauchsdiskurs - »schamvoll verschwiegen und geschickt kaschiert«

Unter Alkoholismus wird in den Zeitschriften gemeinhin »zwanghaftes«, also »süchtiges« Trinken verstanden. Diese Definition dient im Missbrauchsdiskurs zur gesellschaftlichen und individuellen Abgrenzung vom »normalen« Trinkverhalten oder, anders gesagt, mit der Festlegung von »abnormem« Konsum lässt sich eigener bzw. gesellschaftlich tolerierter Konsum sehr gut rechtfertigen.³⁵ Eine ursachenspezifisch sich festlegende oder gar einheitliche Begründung für Alkoholismus bleibt aus. Um so zahlreicher und mannigfaltiger sind die Hypothesen, die sich mit der Problematik beschäftigen. Dies erscheint um so nachvollziehbarer, wenn man bedenkt, dass auch von wissenschaftlicher Seite keine adäquaten Erklärungen für Alkoholismus geliefert werden, denn »nach wie vor sind die Gewichte und Zusammenhänge physischer, psychischer und umweltbedingter Faktoren ungeklärt.«³⁶ Bei der strukturellen Bewertung fehlt es nicht an Eindeutigkeit. Es heißt, wir lebten »nach Jahrhunderten alkoholgeschmierter Zivilisation« (sp98/16/180) »in einer potentiell süchtigen Gesellschaft« (sp77/36/165).

Die Haltung gegenüber dem Individuum ist komplexer. Einerseits kommt zum Ausdruck, dass die Zeitschriften von einer Tabuisierung des Themas ausgehen: »Kaum eine andere Krankheit wird so schamvoll verschwiegen und geschickt kaschiert wie die Alkoholsucht« (st76/48/276). Andererseits versuchen sie zu vermitteln, wie gewöhnlich Alkoholsucht sei. Häufig trifft man auf Stereotypen:

³⁵ Vgl. dazu Spode, wie Anm. 15, S. 280.

³⁶ Spode, wie Anm. 2, S. 33 u. vgl. Rolshoven, wie Anm. 3, S. 40f.

»Aus ganz normalen Familien kommen ganz normale Suchtkranke. Jeder kennt einen: die Sekretärin, die sich nach einem Glas Sekt am Morgen in einen anderen Menschen verwandelt, aber nachmittags so merkwürdig abwesend ist. Der Lehrer, der am späten Vormittag immer nach einer Mischung aus Kräuterlikör und Pfefferminzbonbons riecht, mal liebenswürdig, mal unberechenbar ist. Der Werbeleiter, den alle so menschlich finden und der unter Strom immer noch bessere Ideen hat als andere nüchtern.« (st88/22/100)

Als Ursachen für das Suchtverhalten werden die verschiedensten Begründungen herangezogen. Genetische Besonderheiten bei bestimmten Menschen, die chemische Zusammensetzung des Alkohols oder neurologische Befunde bilden den Schwerpunkt der Begründungen in den 70er Jahren. Gegen Ende des Untersuchungszeitraumes werden dagegen häufiger Ursachen vermutet, die auf das individuelle Verhalten bzw. biographische Verflechtungen hindeuten. »Traditionell gelten schwere Traumatisierungen – etwa durch sexuellen Mißbrauch – als Auslöser für Sucht. Doch auch die Banalität des geordneten Seins kann nach Ansicht von Psychiatern krank machen.« (st97/21/46)

Während sexuelle Gewalt sich ausschließlich in den neunziger Jahren im Sample findet, taucht das Thema Opiatabhängigkeit im gesamten untersuchten Zeitraum auf. In den 70er Jahren erfolgt die stärkste Stigmatisierung der sogenannten Rauschgiftkonsumenten. Im Gegensatz dazu sind Alkoholiker »Gefallene«, die aber eigentlich auf der Seite der »Normalen« in der Gesellschaft stehen:

»Anders als Fixer, die ihre Sucht kaum verbergen und meist bewußt aus dem Normalleben »ausflippen«, wollen sich die Trinker, wie aus einer Vergleichsstudie hervorgeht, »im Grunde anpassen«: Sie trinken weil sie den Leistungsanforderungen im Berufsleben oder in der Schule nicht gerecht werden können oder weil sie, erziehungsbedingt, an sich selber überhöhte Ansprüche stellen.« (sp77/36/167)

Ein weiteres, kulturwissenschaftlich interessantes und ergiebiges Thema findet sich nur sehr selten: der Rausch. Obwohl es sich um ein vielfältiges Phänomen unserer Alltagskultur handelt, gehen die Zeitschriften nur auf gesellschaftlich abgelehnte Formen des Rausches ein. Zur Sprache kommen marginalisierte Formen der Trunkenheit, wie die mitleiderregenden Dämmerzustände einzelner, delirierender Alkoholiker oder Berichte über die ersten Alkoholexzesse pubertierender Gymnasiasten. Am aufschlussreichsten für den Rausch stellt sich ein Artikel über das exzessive Trinkverhalten

deutscher Urlauber am mallorquinischen Balneario numero seis (zu deutsch: Ballermann 6) dar:

»Es ist jener Ort, an dem junge Germanen am Strand die Sangria aus Eimern trinken, zu Billig-Techno tanzen und – vorausgesetzt, es geht noch – sich mit Gleichgesinnten des anderen Geschlechts paaren. Das Traumreiseziel für jene, die erst dann zur Hochform auflaufen, wenn die investigativen Kameras deutscher Fernsichtteams es hautnah beobachten und jeden Sommer aufs neue Bilder aus Sodom und Gomorrha in die Heimat übertragen – auf dass der Zuschauer vor dem Bildschirm vor lauter Ekel den Ausschaltknopf nicht finde.«
(sp97/45/217)

Die Kritik am investigativen Journalismus hat mit Alkohol eigentlich nichts zu tun, sondern verweist lediglich auf eine Medien-Debatte der 90er Jahre, bei der es um »moralische Grenzen« des für den Zuschauer zumutbaren geht. Das hier angesprochene, auf Mallorca sicherlich permissive Verhalten unter Gleichgesinnten, wird erst mittels redaktioneller Bearbeitung und vor allem durch die Verpflanzung in das Wohnzimmer eines leidlich nüchternen Fernsehzuschauers zur verpönten Handlung. Das Ziel der Fernsehjournalisten findet im »Spiegel« keine Erwähnung: Der Fernsehzuschauer wird höchstwahrscheinlich nicht ausschalten. Dient das Gezeigte ihm doch als probates Mittel zur Abgrenzung.

Ein anderer Weg der Distanzierung vom »normalen« Alkoholkonsum zeigt sich in den Zeitschriften bei der plakativen Verwendung von Statistiken. In zahlreichen Artikeln finden sich Aussagen von der ständigen und drastischen Steigerung des Pro-Kopf-Alkoholkonsums, gepaart mit einer Zunahme der alkoholbedingten Krankheiten und Todesfälle. Das nachfolgende Zitat belegt, dass dem Gebrauch von Statistiken oft eine aussagearme, aber wirkungsvolle Funktion der Argumentationshilfe zukommt. Der Stern äußert sich 1988 in einem ausführlichen Artikel mit dem Titel »Alkohol im Betrieb« folgendermaßen: »In der Bundesrepublik gibt es 1.8 Millionen Alkoholranke (...) Seit 1950 hat sich die Zahl der Alkoholabhängigen verneunfacht ...« (st88/22/100). Im Spiegel erscheint schon 1977 eine Ausgabe mit dem Titelthema »ALKOHOL heilbare Krankheit?«. Auch hier heißt es im Zusammenhang mit den hohen Steigerungsraten bei verschiedenen alkoholbedingten Problemen: »...die Zahl der registrierten Alkoholiker habe sich von 200.000 anno 1950 auf mittlerweile mindestens 1.8 Millionen erhöht.« (sp77/36/165)

Ganz offensichtlich beruft sich der Stern 1988 auf exakt die gleichen Zahlen wie elf Jahre zuvor der Spiegel. Dass sich die Bemessungsgröße

»Geltungszeitraum« dabei erheblich verändert hat, fällt für die Aussagekraft insgesamt offenbar nicht ins Gewicht. Volkskundlich-kulturwissenschaftlich ergibt sich aus solchen und ähnlichen Zahlenspielen niemals ein Grund zur Kritik an der Quelle respektive an ihrer Validität. Vielmehr wird in besonderer Deutlichkeit erkennbar, wie den anderen Aussagen durch die genannten Zahlen mehr Gewicht verschafft werden soll – in diesem Falle sogar unabhängig von deren empirischer Qualität.³⁷ Im entsprechenden Beispiel geht es um die Bestärkung der suggestiven Aussage von der ständigen Zunahme des Alkoholismus. Eine andere Variante ist das zweifelhafte Korrelat zwischen dem *durchschnittlichen* Pro-Kopfverbrauch der Gesamtbevölkerung und der Zahl der alkoholabhängigen Menschen.³⁸

»Nirgendwo in Westeuropa wird soviel gesoffen wie bei uns. Auf Schulpartys, bei Betriebsfeiern, im Sportverein, überall gehören Wein, Bier und Schnaps zum guten Ton. Rechnerisch schüttet jeder, vom Säugling bis zum Greis, jährlich 12 Liter puren Alkohol in sich hinein. Außer dem Seelen- und Familienfrieden geht dabei auch die Gesundheit zum Teufel. Jeder fünfte Krankenhauspatient der großen Abteilungen Chirurgie und Inneres ist Alkoholiker. In der Psychiatrie ist es jeder dritte. Ein Viertel der Süchtigen versucht, sich umzubringen, jeder siebte schafft es. Doch auch ohne geöffnete Pulsadern gilt: Wer säuft, stirbt früher, im Schnitt um 15 Jahre. Auch der volkswirtschaftliche Schaden ist immens: nach Schätzungen über 50 Milliarden Mark im Jahr. Drei Millionen Deutsche – fünf Prozent aller Männer und zwei Prozent aller Frauen – sind der Droge Alkohol verfallen. Nur 30000 werden jährlich fachkundig therapiert. Weitere 75000 entgiftet man zwar in Kliniken, viele sogar mehrmals, doch ohne jede ergänzende Behandlung, was immer zum Drehtüreffekt führt: ›Vorne aus der Klinik raus, am Kiosk vorbei und hinten besoffen wieder rein«, sagen Zyniker.« (st97/21/43f.)

Hasso Spode erklärt treffend den Nutzen bzw. Unsinn dieser Art von statistischen Angaben im Quellenmaterial, der insbesondere aus volkskundlicher Sicht von großem Interesse ist: »Solche Zahlen sind medizinisch nahezu wertlos, kulturhistorisch jedoch höchst aufschlußreich: Über die Erkenntnis des normativen Charakters von Schätz- und Grenzwerten gelangt die Forschung zu einem Verständnis der Wandlungen, die die Rolle des Alkohols durchläuft, und damit der Wandlungen der Menschen selbst.«³⁹ Erst die Analyse solcher Prozesse in der Vergangenheit ermöglicht Erkenntnisse über die kulturelle und gesellschaftliche Konstellation der Gegenwart.

³⁷ Spode, wie Anm. 2, S. 31f. u. S. 34.

³⁸ Rolshoven, wie Anm. 3, S. 40.

³⁹ Spode, wie Anm. 2, S. 34.

Gefährdete Gruppen: »nicht auf Kurze und Klare fixiert«

Ausgesprochen häufig findet sich die generalisierende These, dass zuviel getrunken wird. Sie wird meist nicht genauer spezifiziert, dafür meist von pseudo-relevantem Zahlenmaterial begleitet. Medizinische, soziologische bzw. psychologische Begründungen werden nicht hinzugezogen. Seltener geraten dabei einzelne gesellschaftliche Gruppen ins Visier der Zeitschriftenberichterstattung. Ist dies der Fall, dann wird ihnen wahlweise einfach zu hoher Konsum, Suchtprävalenz oder besondere Anfälligkeit für Gesundheitsschäden attestiert. Auch die Verknüpfung mit dem Pro-Kopf-Verbrauch findet sich in diesem Kontext wieder.

»Seit der Jahrhundertwende, als in den Gründerzeit-Slums der Elendsalkoholismus grassierte, haben die Deutschen nicht soviel Bier, Schnaps und Wein geschluckt wie heute: Pro Kopf kippten sie 1975 umgerechnet 12,4 Liter reinen Alkohol (1900: 10,1 Liter). Auch Frauen, Jugendliche und sogar Kinder verfallen neuerdings in immer größerer Zahl der Trunksucht.« (sp77/36/166)

Es zeigt sich, wie im historischen Bewusstsein eine epochentypische Erscheinung, hier die schlechten Wohnverhältnisse der städtischen Unterschichten, mit übermäßigem Alkoholkonsum in Zusammenhang gebracht wird. In der Reihenfolge Kinder, Jugendliche und Frauen ist die gesellschaftliche Ablehnung ihres Alkoholkonsums, vor allem aber ihres Alkoholmißbrauches am stärksten. Im Zitat wird die vorangegangene Aussage des großen Pro-Kopf-Konsums durch die Einbeziehung dieser Personengruppen gestützt: Sie gelten generell als schwach und anfällig. Vornehmlich Frauen werden als außerordentlich gefährdet hervorgehoben. Sie werden von den anderen potentiellen und tatsächlichen Alkoholikern in vielfältiger Art und Weise unterschieden. Demnach ist z.B. Frauenalkoholismus in Ballungsgebieten höher als in ländlicheren Gebieten.

»Vor zehn Jahren stand 10 männlichen Trinkern einerinkerin gegenüber. Heute ist das Verhältnis 5:1, in sehr dicht besiedelten Gebieten 3:1.« (st/77/18/132). Und: »Besonders Hausfrauen können, von der Familie nach außen abgeschirmt, ihre Ausfallerscheinungen lange verbergen und werden, wie Klinikärzte berichten, meist erst im Delirium eingeliefert.« (sp77/36/167)

Selbst bei der Auswahl des Getränks wird über spezielle Präferenzen berichtet: »Lediglich weibliche Gewohnheitszecher greifen nahezu ausschließlich zur Spirituose. Männerdurst hingegen, so bewies eine Säufer-Untersuchung der Universität Bonn, ist nicht auf Kurze und Klare fixiert.« (sp77/40/78).

Die gesonderte Beurteilung von Frauen hat ihren Schwerpunkt in den 70er Jahren. Der mögliche Grund dafür liegt in der noch neuen Öffentlichkeitswahrnehmung im Zuge eines sich verändernden Rollenverständnisses zwischen Frauen und Männern. In den Zeitschriften heißt es, wie schon erwähnt: »Frauen greifen erst neuerdings in großer Zahl zur Flasche, um Berufstätigkeit, Psychonot und Emanzipation ertragen zu können.« (sp78/4/153). Neben den Frauen sind es die Berufstätigen, die als große Gruppe thematisiert werden. Alkoholismus am Arbeitsplatz wird als Problem ausführlich beschrieben. Zur Sprache kommen Themen wie Alkoholikerbiographien, betriebsinterne Entzugshilfe, die volkswirtschaftliche Schadensbilanz und vieles mehr. Im Gegensatz zu allen anderen Diskussionen um Sucht oder Gesundheitsschäden infolge chronischen Trinkens fehlt hier die sonst übliche klare Verurteilung. Konkrete Beschuldigungen oder Handlungsaufforderungen gibt es nicht.

»Zwölf Millionen Arbeitnehmer trinken während der Arbeit und am Arbeitsplatz, manche gelegentlich, manche täglich. Und das hat nichts mit Staub oder Hitze oder Lärm zu tun. Gesoffen wird in allen Gehaltsklassen – auch in der Führungsetage. Sicher gibt es Berufsgruppen, die als besonders trinkfreudig gelten. Dass Seeleute schlucken können, weiß man; ›der ist sein bester Gast‹ heißt es über manchen Wirt oder Kellner; Bauarbeiter ziehen sich schon zum Frühstück das erste Bier rein. Schauspieler, Künstler und Journalisten benutzen den Stoff als Kreativspritze. Wer nicht alkoholgefährdet ist, wird auch am Arbeitsplatz nicht zum Süchtigen. Doch es gibt keinen, dem ›so etwas‹ nicht passieren kann - es sei denn er lebt abstinent. Die Trinkmenge spielt keine Rolle, auch wenn das viele denken.« (st88/22/103)

So vergleichsweise unpräzise das vorangegangene Zitat sich darstellt, so interessant erscheint die abschließende Aussage von der Unbedeutsamkeit der Trinkmenge. Es stellt sich die Frage, ob an diesem Punkt individuelle oder sogar kulturelle Zusammenhänge vermutet werden.

Unter den oben erwähnten alkoholfreundlichen Berufsgruppen sind es die Künstler, die im Sample immer wieder genannt werden. Ihnen wird als einzigen chronisches Trinken zugestanden, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass es in Verbindung mit Genie und der bereits genannten Kreativität steht, denn: »Schreiben ist Phantasie, Alkohol fördert sie.« (sp96/7/190) Oder: »Dummheit frißt, Intelligenz säuft.« Ernest Hemingway, Truman Capote, Hans Fallada, Jack London und Charles Bukowski haben alle gesoffen. Richard Burton, Elizabeth Taylor und Betty Ford auch.« (st88/22/100). Sind sie hingegen Gegenstand der pathologischen Alkoholismusdebatte, ergeht es ihnen nicht anders als den »normalen«

Alkoholikern:

»Für den Frankfurter Schriftsteller Ernst Herhaus etwa, der mit AA [Anonyme Alkoholiker]-Hilfe nach zwei Jahrzehnten zwanghaften Trinkens zur Nüchternheit zurückfand, beginnt seit vier Jahren jeder Tag mit dem Vorsatz: ›Heute das erste Glas stehen lassen!« (sp77/36/169)

Ist hier die Gemeinschaft der Anonymen Alkoholiker der Rettungsanker, wird gleichzeitig die Herangehensweise, im ersten Glas schon die große Gefahr zu sehen, angegriffen. Die Kritik wendet sich gegen »die moralisch stark gefestigte Front von Alkoholgegnern – von den Temperenzlern über den Guttempler-Orden bis zum Blauen Kreuz« (sp77/36/168), weil sie alle Alkoholiker pauschal unter Druck setzt, in jedem Rückfall kein Missgeschick, sondern eine individuelle Katastrophe zu erkennen.⁴⁰

»Sie hüllen das Alkoholproblem auch vielfach in ideologischen Nebel; und vor allem neigen sie dazu, alle Zecher in einen Topf zu werfen. Zwischen Moskau und Los Angeles leben überall höchstens zehn Prozent der Bevölkerung völlig abstinent. Die Mehrheit trinkt – mehr oder weniger mäßig, aber regelmäßig.« (sp77/36/168)

Therapie: »Ein Pflaster gegen das Laster«

Beim Thema Therapie wird in den Zeitschriften, wie im gesamten Missbrauchsdiskurs, davon ausgegangen, dass Alkoholismus ein pathologisches, aber nicht moralisch verwerfliches Verhalten ist. Diese Uneinigkeit über Ursache und Therapie zeigt sich auch in vielen kleineren (und wenigen größeren) Berichten, die über den gesamten Untersuchungszeitraum verteilt erscheinen. Sie handeln von »jüngsten« wissenschaftlichen Erkenntnissen, aufgedeckten Irrtümern oder neuen Therapiemethoden. Exemplarisch sei hier eine Meldung hervorgehoben, die »Joggen gegen Alkoholismus« propagiert (sp88/2/171). Just zu einem Zeitpunkt, in dem medial verstärkt über eine »neue Fitness-Welle« und »Aerobic« informiert wird, erhält die Therapiedebatte mit dem »Jogging«-Vorschlag eine neue Variante. Wie für diese Meldungen typisch, wird nicht von verifizierten medizinischen Erkenntnissen berichtet, sondern von einer Vermutung.

Der Missbrauchsdiskurs weist beim Thema Therapie weitere Besonderheiten auf. Die Mehrzahl der umfangreicheren Artikel diskutiert das Thema Alkoholismus zwar in der ihm immanenten Varianz, aber durchweg

⁴⁰ Die These von der Unabdingbarkeit der Abstinenz als einzigem Ausweg aus der Alkoholabhängigkeit ist auch vorherrschend in der Ratgeberliteratur. Vgl. z.B. *Helga Riepe* (Hg.): *Trocken oder tot. Alkoholiker berichten*. Steimbke 1986.

mit dem Hinweis auf »qualvolle« und »tragische« Konsequenzen. Sie beinhalten außerdem (auto-)biographische Erzählungen von Alkoholikern bzw. werden durch eine solche in einem separaten Artikel begleitet. Gemein ist allen Berichten zudem die betroffenenheitsauslösende Schilderung der Einzelschicksale. Die von den Zeitschriften gezeichneten Bilder lassen alle ein übereinstimmendes Muster erkennen. Ganz normale Menschen, die mitten im Leben stehen, entwickeln ungewollt ein immer stärker werdendes Suchtverhalten. Anschließend folgt der rapide soziale und gesundheitliche Abstieg, inklusive des scheinbar obligatorischen absoluten Tiefpunktes. In den biographischen Erzählungen schließt sich letztlich immer ein »Happy End« an. Mittels Therapie und Resozialisierung werden die Geläuterten wieder zu »normalen«, aber strikt abstinenten Mitbürgern. Anders zeigt sich die Meinung in den Zeitschriften bei allgemeinen und nicht einzelpersonbezogenen Aussagen zur Entzugsbehandlung. Da ist es die Regel, dass Therapien entweder abgebrochen oder durch einen Rückfall hinfällig werden, denn »drei Viertel aller Trunksucht-Patienten werden rückfällig« (sp77/36/164). Dies belegt auch das folgende Zitat:

»Jene Minderheit, die das Glück hat, eine Entziehungsbehandlung durchmachen zu können, hat eine gewisse Chance, für den Rest des Lebens »trocken« zu bleiben. Die Voraussetzung dafür ist, dass die geheilten Süchtigen keinen einzigen Tropfen Alkohol mehr zu sich nehmen. Doch dazu braucht der einzelne Hilfe. Er findet sie am besten bei den Schicksalsgenossen, bei den »Anonymen Alkoholikern« oder beim Orden der Guttempler.« (st77/18/132)

Die letztgenannten Organisationen sind auch diejenigen, die maßgeblich an der weltweiten Verbreitung des absoluten Abstinenz-Postulates beteiligt waren.⁴¹ Sie propagieren ein Suchtmodell, das von einer schweren Erkrankung ausgeht und nicht heil-, aber beherrschbar sei: »Durch dauerhafte Abstinenz wird aus ihrer Überzeugung der Kern des Übels nur eingekapselt, nicht ausgerottet« (sp77/36/169). In diesem Modell ist ein wichtiger Zusammenhang implizit versteckt: Die latente Überwachung durch die anderen Mitglieder der Selbsthilfegruppe übt einen nicht unerheblichen Gruppenzwang aus. Noch stärker wirkt der moralische Druck auf die Einzelnen, sich nach dem Alkoholabsturz gegenüber ihrer Umwelt durch Einhaltung strikter Disziplin zu rehabilitieren.

⁴¹ Spode, wie Anm.2, S. 32.

Genussdiskurs

Beim Verkehrs- sowie beim negativen Gesundheitsdiskurs wird dem Konsum der *chemischen Substanz* Alkohol pauschal eine Vielzahl schädlicher Wirkungen zugeschrieben. Diese stofflich-molekulare Bewertung findet sich beim Genussdiskurs nicht. In den Zeitschriften wird bei der Frage nach dem Genuss primär zwischen den verschiedenen Arten alkoholischer Getränke unterschieden: Wein, Bier, Schaumwein und Spirituosen. An ihnen werden jeweils unterschiedliche Bewertungen hinsichtlich der Spezifik des Genusses deutlich. Der Genuss schließt neben der sensorischen Satisfaktion auch all jene Wirkungen mit ein, die gerade nicht auf physikalische Ursachen zurückzuführen sind.⁴² Bestimmte Getränke sowie der Umgang mit ihnen gelten als Ausdruck momentanen Wohlbefindens oder stehen für umfassende Lebensgefühle: Unabhängigkeit, Erfolg, Reichtum oder einfach jemand Besonderes zu sein bzw. etwas Besonderes zu erleben. Dies sind typische Zuschreibungen, die mit Genuss verbunden werden. Genauer gesagt, sind es in den 70er Jahren traditionsbewusste Haltungen, die propagiert werden, während in den 80ern und 90ern moderne, in die Zukunft ausgerichtete Standpunkte stärker in den Vordergrund gerückt werden. Im Jargon der Zeitschriften stehen dafür Begriffe wie »Lifestyle« und »Trend«. Von Interesse ist also das, was neben der eigentlichen Flüssigkeit an kulturellen Zuweisungen »mitgetrunken« wird.

Wein: »Die Nase ging auf, brach dann aber zusammen.«⁴³

Der Wein nimmt von der Anzahl der Artikel in den Zeitschriften den größten Stellenwert im Genussdiskurs ein. Entsprechend stellt sich die Frage, warum und unter welchen Aspekten Wein und Genuss so ausführlich erörtert werden. Allein schon der Vergleich mit Bier, dessen Pro-Kopf-Verbrauch um ein vielfaches höher ist und die weitaus höhere Präsenz von Bier in der Werbung gibt Anlass zu genauerer Betrachtung. Es wird deutlich, dass im Untersuchungszeitraum wichtige Veränderungen auftreten. Wein und Genuss werden in den 70er Jahren noch sehr eingeschränkt –

⁴² Auch sensorische Wahrnehmung unterliegt, wo sie sich nicht z.B. auf die heiß-kalt Empfindung reduziert ist, kultureller Festlegung und »sozialer Bedeutung«. Vgl. *Claus D. Rath*: Zur Problematik der Eß-Forschung am Beispiel eines Forschungsprojekts. In: *Zeitschrift für Volkskunde*. 76. Jg. (1980). S. 189-210, hier S. 191.

⁴³ Zitat des britischen Weinautors und -auktionators Michael Broadbent bei einer Weinprobe. (Wobei er mit »Nase« in der Sprache der Weinliebhaber das vom Wein ausgehende Duftarrangement bezeichnet) sp88/40/271.

nur im Zusammenhang mit dem eigentlichen Getränk, seiner Produktion und dem Konsum – in den Zeitschriften diskutiert. Der Weinkenner wird als »handwerklicher Weintester« dargestellt, dementsprechend ist die sprachliche Beschreibung seines Handelns sinnlich und körperbezogen: »Weinkenner, die ›verkosten‹, trinken nicht. Sie rollen den Schluck im Mund von rechts nach links, von oben nach unten, lassen Luft über die Zunge gurgeln, schnüffeln, schlotzen, schlürfen.« (st77/29/119) Andererseits steht der »Massengeschmack« von »Normalverbrauchern« dem Genuss entgegen. Er wird stereotyp festgemacht an der regionalen Zugehörigkeit, z.B. Norddeutschland:

»Der Trend zum lieblichen Tropfen [...] ist gestoppt. [...] Freilich, von einem völligen Umschwung des Massengeschmacks kann bisher noch keine Rede sein. [...] ›Wenn der Normalverbraucher – und die Norddeutschen sind zu 90 Prozent Normalverbraucher – einen Wein bestellt, dann soll der lieblich, zackig und auch eine abgerundete Geschichte sein.« Das ist das Dilemma vieler badischer Winzer, die ganz gern etwas weniger süße Sachen auf Flaschen ziehen würden. Immer wieder erleben sie Kunden, die das Weingut besuchen, einen ›selbstverständlich trockenem‹ Wein verlangen, probieren und dann doch lieber mit einem süßen abziehen.« (st77/29/119)

Das theoretische Wissen um den »guten« also trockenem Wein ist hier der sensorischen Wertung durch die Käufer unterlegen. Den »echten« Weinkennern genügt hingegen ihr Sachverstand, um unter einfachen Weinen den besonderen zu finden, trotz Billigpreis und Massenverpackung: »Ein trocken ausgebauter Müller-Thurgau vom 76er Jahrgang für knapp sechs Mark in der Literflasche wird vielen Genießern mehr Freude machen als ein doppelt so teurer Gewürztraminer mit den schönsten Prädikaten.« (st77/29/119). Das Bewusstsein, einen preisgünstigeren, aber dennoch guten Wein kaufen zu können, fördert ergo den Genuss und widerspricht ihm nicht. Der materielle Wert spielt bei der Bewertung eine Rolle. Dies vollzieht sich aber nicht nach dem einfachen Schema, das Teures mit Gutem gleichsetzt – entscheidend ist das Wissen der »Genießer« um guten Wein.

Erst ab den 80er Jahren finden sich zahlreiche Kurzberichte über besonders teure Weinauktionen, wiedergefundene alte Weinraritäten oder etwa Prominente, die zu Hobbywinzern werden. Dies sind klare Hinweise auf einen Bewertungswandel in den Zeitschriften bezüglich des Weingenusses. Dieser Wandel führt von der Fachkennerschaft in Richtung Hedonismus. Alle Berichte vereint, dass sie trotz der auf wenige Zeilen beschränkten Informationen einen zentralen Punkt des Genusdiskurses beinhalten: die

Exklusivität des Getrunkenen und der Trinkenden. Die Leserschaft wird dadurch zwar nicht direkt zu einem bestimmten Verhalten aufgefordert, indirekt wird aber der Genuss unzweifelhaft mit Teurem, Seltenem und Berühmtem verknüpft.

Der Genussdiskurs in seiner elitärsten Ausprägung wird im besonderen am Beispiel des »deutschen Weinpapstes« Hardy Rodenstock festgemacht.⁴⁴ In der medialen Darstellung erscheint er als ehemals biertrinkender Schlagerproduzent, der nun - äußerst erfolgreich - seine Mission im Aufspüren von Spitzenweinen gefunden hat. Ab den 80er Jahren wird immer wieder über ihn geschrieben. Die Artikel behandeln meist seine jährlich veranstalteten Raritätenweinproben, bei denen die berühmtesten Weine der letzten drei Jahrhunderte im Wert von sechs- bis siebenstelligen D-Mark Beträgen handverlesenen Persönlichkeiten aus Politik oder (französischem) »Weinadel« kredenzt werden. Wichtig sind dabei zwei weitere Feststellungen: Die Orte der Degustation werden als Luxus-Hotels und »Gourmettempel« bezeichnet, und die äußerst wertvollen Weinreliquien werden den Geladenen kostenlos gereicht. Damit liefern die Zeitschriften weitere, für die Genussbewertung unabdingbare Anspielungen. Es bedarf jetzt, neben dem Wein, einerseits eines besonderen Ambiente und andererseits des Wissens um den materiellen Wert der Weine sowie der damit verbundenen Exklusivität. Die positive bis bewundernde Haltung in den Zeitschriften gegenüber den »neuen Wein-Experten« ist nicht zu übersehen und lässt sich anhand der Terminologie in den Artikeln bemerken:

»Jeweils zu sechst saßen die Herren an großen runden Tischen, und eine Woche lang war das Betrachten, Beschnupern und bedächtige Einschlürfen von Weinen ihre tägliche Verrichtung. In den Gläsern vor ihnen loderte ein herbstliches Farbenfeuer zwischen Gelb und Dunkelbraun: helle Strohtöne neben rötlichem Mahagoni, das kristallklare Leuchten von Bernstein neben Nuancen von Honig, lichtem Cognac oder tiefem Gold. Wer die Nase ins Glas senkte traf auf Anflüge von Aprikose, Mandeln, Karamelbonbons und getrockneten Feigen, ein andermal auf Pflaumen-, Honig- oder sogar Currytöne. Der erste Schluck schließlich vermochte wahre Geschmacksexplosionen auszulösen, unsagbare Kombinationen von Süße und Säure, von Orangenblüten, Mirabellen und türkischem Honig, manchmal auch ›Sherrytöne, Madeiranoten und Liebstöckl«, wie einer der kundigen Teilnehmer notierte.« (sp98/38/136f.)

⁴⁴ Diese spezielle Ausprägung des Genussdiskurses wird auch als »Weinkennerdiskurs« bzw. »genussbetonter Weinliebhaberdiskurs« bezeichnet. Rolshoven, wie Anm. 28, S. 3 u. Rolshoven, wie Anm. 3, S. 32.

Die von den Zeitschriften verwendete Sprache der Weinliebhaber ist neu und hebt sich merklich von dem »Schlotzen und Gurgeln« der Weinexperten der 70er Jahre ab. Ohne den Sinn der zitierten Geschmacksbeschreibungen oder Wein-Bewertungen wie: »eine tiefe jugendliche, langbeinige Kreatur [...] füllig und doch schlank und muskulös« (sp88/40/271) näher ergründen zu müssen, lässt sich konstatieren, dass es sich um Attribute handelt, die jedem, der es beherrscht, eine Selbstdefinition als Experte gegenüber Laien ermöglicht. Dieses Sprechen über Wein ist erlernbar und muss nicht wie ein Adelsprädikat ererbt werden. Es ermöglicht eine sprachliche Distinktion, die gleichzeitig mit einer sozialen Distinktion einhergeht, da traditionell Weinkennerschaft mit gebildeten Männern der Mittel- bis Oberschicht assoziiert wird:⁴⁵

»Einfach nur sprachlos trinken«, sagt ein Rotweinsammler aus der Schweiz, »das wäre ja saufen.« Auch Bildung gehört in dieses Assoziationsfeld – im gleichen Absatz heißt es: »Vorwissen fördert den Nachgeschmack. Geschichte wird mitgetrunken. Darum wurde in Sankt Christopherus als Beigabe zu vier großen roten Bordeaux des Jahrgangs 1875 außer Lamm ein weltgeschichtlicher Abriß gereicht.« (sp88/40/271)

Frauen tauchen in der Weinkennerdebatte nur marginal auf. Auch in den Rodenstock-Artikeln reduzieren sich ihre Rollen auf die von Erfüllungshelfinnen: »Ehefrauen gleichfalls Wein sammelnder deutscher Millionäre haben ihm schon Blanko-Schecks geschickt, um ihren Männern, koste es, was es wolle, die Teilnahme an einer seiner unvergleichlichen Verkostungen zu erkaufen.« (sp88/7/206) Wer sich zu den »echten« Weinkennern zählen kann und wer nicht, wird auch im Umkehrschluss vermittelt. Im folgenden Zitat ist der herablassende Spott unzweifelhaft erkennbar. Allen voran eine Frau, noch dazu aus dem eher mit Industriebrachen denn mit Weinwissen identifizierten Ruhrgebiet, dilettiert bei einem fränkischen Weinseminar vor einer Gruppe ebenfalls Ungeübter:

»Ich trau' mich das kaum zu sagen«, sagt Frau B. aus Recklinghausen im Keller der Winzergenossenschaft Sommerach, »aber Wein Nummer 3 schmeckt irgendwie ganz leicht nach Kakao.« Beifall für den Volltreffer einer Anfängerin im fränkischen Weinseminar – manch ein reifer Roter aus durch und durch gesunden Domina-Trauben hat diesen Schokoladenton. Beim Wein-Quiz spült spätestens das dritte Gläsle auch die Beklemmung der übrigen Teilnehmer fort: Tatsächlich, der Riesling hat was von Pfirsichen, und der Silvaner erinnert zart an Walnuß. [...] Da wird in kulturgeprägter Umgebung heiter geschnasselt, und wenn am Ende aus der Gruppe von fast 40 Leuten die Mehrheit einen auf sanddurchsetztem

⁴⁵ Rolshoven, wie Anm. 28, S. 3.

Muschelkalk gewachsenen Müller-Thurgau in Duft und Geschmack vom Traminer unterscheiden kann, ist allemal das Klassenziel erreicht.« (st96/36/99f.)

Bei diesem in abschätzigem Ton geschilderten Beispiel einer Debütantenweinprobe wird auf die (*»ab dem dritten Gläsle«*) berauschende Wirkung von Alkohol hingewiesen. »Richtigen« Weinliebhabern geht es hingegen ausschließlich um den Genuss – der potentielle Rausch bleibt unerwähnt.⁴⁶

Bier: »Zeitgeist in Flaschen«

Die Einbeziehung von Bier in den Genusdiskurs ist in den 70er Jahren nicht nachweisbar. Bier wie Wein werden als »Volksgetränke« bewertet. Für den Genuss, der sich auf das physiologische Schmecken beschränkt, sind indes die Profis aus dem Umfeld der Brauer bzw. Winzer zuständig. Bis hierhin zeigt sich die Parallele zum Wein. Während dieser aber ab den 80er Jahren mit älteren Herren, den »neuen Weinexperten«, in Verbindung gebracht wird, entwickelt sich die Haltung gegenüber Bier in eine andere Richtung: Nicht etwa der Geschmack und das Renommee berühmter Sorten oder Marken werden als beliebt genannt, sondern »das Neue, Ausgefällene und Jugendliche«. Diese neu auftauchenden Attribute beziehen sich kaum noch auf den physiologischen Genuss des Bieres, sondern stehen für Bewertungen, die darüber hinaus der Verpackung, der Herkunft oder – noch abstrakter – dem potentiellen Konsumenten zugeschrieben werden: »Es gibt keine allgemeingültigen Wertmaßstäbe für Geschmack«. [...] Aber die Jugend greift lieber nach Energydrinks oder kultigen Übersee-Flaschen, die nicht so schrecklich an Papis Altherren-Pils erinnern« (sp97/37/129).

Das gewöhnliche »Altherren-Pils«, lässt keinen Genuss zu. Favorisiert wird, was als außergewöhnlich erachtet wird. Selbst Weizen- bzw. Weißbier, eigentlich eine sehr traditionsreiche bayrische Biersorte, steht ab den 80er Jahren stellvertretend für einen jungen, »sportlich-dynamischen« Lebensstil:

»Daß es heute im ganzen Land immer beliebter wird, liegt nach Meinung der Brauereien am wachsenden Fitneßbewußtsein der Bundesbürger. [...] Der empfindliche Saft macht das einschenken daher fast schon zum Ritual. Das schlanke, kelchförmige Halbliterglass wird mit Wasser ausgeschwenkt und nicht abgetrocknet. Dann hält man es fast waagrecht und läßt das Bier langsam einlaufen. [...] So ist der eifrigste Weiß-Trinker männlich, zwischen

⁴⁶ Rolshoven, wie Anm. 3, S. 32. Rolshoven macht mit dem Verschweigen des Rausches eine »Lücke im Diskurs« (ebd.) aus.

20 und 29 Jahre alt, hat einen qualifizierten Beruf, ein hohes Einkommen und ist sportlich und dynamisch. Ein Stammtisch- oder Bierbauch-Image paßt nicht zu ihm. (st88/42/205)

Am Beispiel des Weizenbieres zeigt sich analog zum positiven Gesundheitsdiskurs, dass Alkoholkonsum mit körperlichem Wohlempfinden in Verbindung gebracht wird. Der Unterschied liegt hier darin, dass nicht der Verzehr die Gesundheit erst befördern muss, sondern Weizenbiertrinken Korpulenz und Unsportlichkeit auszuschließen scheint. Überdies demonstrieren das vorangegangene wie auch das folgende Zitat, dass der Genuss auch durch die ihn begleitenden Umstände definiert wird. Es ist das spezielle Einschenk-Ritual, das hier das Besondere ausmacht und dem eine präzise und facettenreiche Typologisierung des Standard-Konsumenten folgt. In gleicher Weise wird im folgenden Zitat speziell der Bügelverschluss einer Bierflasche mit nostalgischen Gefühlen und ökologischen Überzeugungen verbunden:

«Der um sich greifenden Nostalgie und dem wachsenden biogrünen Bewußtsein kam der altväterliche Verschuß entgegen. [...] Schließlich vermittelt das Gefäß in der endlosen Palettenwelt uniformer Verpackungen den Eindruck von Originalität und Qualität. [...] ›Der Zeitgeist holte die Flaschen ein«. (sp87/38/104)

Zwei weitere Beobachtungen belegen den Wandel der Beurteilung von Bier: Zum einen die Berichterstattung über das Aufkommen von »Bio-« bzw. »Öko-Bieren« und zum anderen die zunehmend positivere Einschätzung von alkoholfreiem Bier als kalorienarmes und gesundheitspolitisch wichtiges Getränk. Wird Bier in den 70er Jahren als wenig wertbesetztes Getränk dargestellt, so verbindet man es ab den 80ern immer stärker mit als zeitgemäß und fortschrittlich erachteten Einstellungen – eine Bewertung die sich gleichsam auf das Getränk wie auf seinen Konsumenten bezieht.

Schaumwein: »Auf Flaschen abgefülltes Prestige«

Schaumwein firmiert je nach Herstellungsland oder -verfahren unter anderem Namen. Ebenso unterschiedlich erfolgt seine Beurteilung in den Zeitschriften, wobei der deutsche »Sekt« besonders negativ hingestellt wird. Nicht nur Wolfram Siebeck (st88/49/190) resümiert in geläufiger Zuspitzung, dass bekannte und von ihm verkostete deutsche Hausmarken eher »Saft für die Wespenfalle« oder »zur Schiffstaufe unbrauchbar« seien. Auch andere Urteile in den Zeitschriften über (deutschen) Sekt zeigen ein

abschätziges Bild. Besonders im Vergleich zu französischem Champagner wird er schon wegen des schlechten Anbaus und der minderwertigen Verarbeitung geringgeschätzt: »Während die deutsche Sektindustrie durch Massenanbau, Neuzüchtung, Überdüngung und chemische Veredelung ihren Massenausfluß ständig steigert, verzichten die Champagner-Kellereien stolz auf derlei Nachhilfen. Ihr Starrsinn hat Tradition.« (st78/50/150)

Champagner, wie gesehen ein mit Tradition verknüpftes Getränk, hat Schwierigkeiten, sich von klischeehaften Bewertungen zu lösen. Sie werden in den Zeitschriften nicht zuletzt durch den hohen Preis begründet:

»Trotzdem scheinen die Zeiten vorbei zu sein, als Champagner allein ein Snob-Getränk für Operetten- und Filmhelden war, für Monokelträger und Playboys. Die pflegten sich auch noch den Spruch abzufragen, was denn die drei schönsten Dinge des Lebens seien. Antwort: Ein Glas Champagner vorweg und die Zigarette danach.« (st78/50/150)

Das »prickelnde Nobelgetränk« wird in den Zeitschriften nicht durch den Geschmack definiert. Über geschmackliche Vorzüge findet sich kaum ein Urteil. Offenkundiger als bei allen anderen alkoholischen Getränken wird die Wichtigkeit des kulturellen Beikonsums, des »Mittrinkens« offenbart:

»Champagner wird im allgemeinen wegen dem getrunken, was er repräsentiert«, folgert der französische Verband aus der Motivforschung in der Bundesrepublik, »und nicht wegen dem, was er ist.« Repräsentativ eben muß er sein, so der Direktor der deutschen Chandon Handelsgesellschaft, Günter Schöneis, »auf Flaschen abgefülltes Prestige.« (sp77/53/43)

Dass fast sämtliche Artikel zu Schaumwein während des gesamten Untersuchungszeitraumes in den Wochen vor Silvester publiziert wurden, ist mit dem am weitesten verbreiteten Trinkritual zu begründen, dem mitternächtlichen Anstoßen auf das neue Jahr.

Spirituosen: »Ältere Herren mögen's bitter, die Damen sind fürs Süße«

Die Ausführungen zu Spirituosen und Genuss stellen sich vielschichtig dar. Im Sample der 80er finden sich keine weiterführenden Aussagen. In den 90ern zeigen sich Parallelen zum Weinkennerdiskurs. Die in den 70er Jahren vorgenommenen Zuschreibungen sind eindeutig und direkt. Eine bestimmte Spirituosensorte wird mit einem bestimmten Rollenverständnis bzw. Verhaltensmuster in Zusammenhang gebracht. So »gelten die süßen und bunten, zum Teil hausgemachten Mixturen als reines Frauengetränk.

Männer trinken Schnaps; [...] Alle Süß- und Kräuterschnäpse haben einen Beigeschmack von Erotik: Sie gelten als ›Büchsenöffner‹, also als Mittel der Verführung.« (st76/29/115)

Exemplarisch lässt sich an einem Artikel über eine berühmte Trester-Destillerie nachweisen, dass der Genuss von Spirituosen in den 90er Jahren immer weniger am eigentlichen Geschmacksempfinden, sondern an den »mitzutrinkenen« Wertzuschreibungen festgemacht wird.

[Die Chefin der o.g. Destillerie hatte die Idee] »den Arme-Leute-Schnaps zu einem kostbaren Tropfen zu veredeln und ihn in besonders feinen Gefäßen zu verkaufen. [...] Hauptabnehmer ist Deutschland mit seiner Toskana-Fraktion, die den Edel-Grappa zum flüssigen Statussymbol erhob.« (sp96/49/131)

In den Mittelpunkt der Betrachtung rücken die Verpackung sowie die hypothetische Käuferschaft. Aktiv ist die Firma auch in ihrer über den Schnaps hinausgehenden Imageproduktion:

»Den Ruhm des Unternehmens mehrt inzwischen auch ein Kulturpreis, den die Noninos seit 1976 an Geistesgrößen aus aller Welt vergeben. Preisträger waren unter anderem der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss, der deutsche Philosoph Hans Jonas und, in diesem Jahr, Edward Said, der als palästinensischer Adorno gilt.« (sp96/49/134)

Der den Persönlichkeiten zugeordnete Preis soll mittelbar auch den Konsumenten des Schnapses das Gefühl von Intellektualität bescheren. Ebenso, wie sie durch die Schnapswahl als zu einer bestimmten Gruppe zugehörig eingeordnet werden, z.B. der erwähnten »Toskana-Fraktion«, als Pseudonym für einen Lebensstil. Zu Beginn des Untersuchungszeitraumes ist die Spezifik des Genusses sehr eng an das jeweilige alkoholische Getränk gekoppelt. Später verlagern sich die Bewertungen immer stärker auf Haltungen und Lebensgefühle der potentiellen Konsumenten.

Zusammenfassung und Ausblick

Es hat sich gezeigt, dass eine generalisierende Aussage zur Darstellung von Alkohol in den untersuchten Jahrgängen der Zeitschriften »Stern« und »Der Spiegel« nicht möglich ist. Vielmehr bestätigte sich die Vielschichtigkeit der Präsenz des Untersuchungsthemas in den Quellen. Zusammenhänge zwischen den einzelnen Ergebnissen lassen sich sehr gut herstellen. Die gesundheitlich positive Wirkung von Alkohol kommt in allen drei untersuchten Zeitabschnitten zur Sprache, allerdings lediglich in Bezug auf Bier

oder Wein. Spirituosen werden dagegen nicht erwähnt. Die Argumentationsweise ist dabei vorsichtig und beinahe nie fehlt die gleichzeitig Warnung vor den *negativen* Folgen eines erhöhten Konsums. Positiv wird die Rolle des Alkohols bei sozialen Kontakten von Erwachsenen gesehen. Aber selbst Jugendlichen hilft, zumindest vorübergehend, demnach der Alkohol bei der psychischen Belastung des Erwachsenwerdens. Diese positive Einschätzung steht im Gegensatz zu allen andern Aussagen über diese gesellschaftliche Gruppe. Sie wird sonst vor allem mit betrunkenem Autofahren oder Alkoholexzessen in Zusammenhang gebracht.

Bei negativen Auswirkungen von Alkohol auf die Gesundheit fallen die detaillierten Beschreibungen der medizinischen, insbesondere der organischen Folgen auf.

Schwangere Frauen sind in den 1970er Jahren Gegenstand massiver individueller Schuldzuschreibungen. Der in anderen Diskursbereichen übliche entlastende Verweis auf psychische oder soziale Ursachen des Verhaltens fehlt.

Im Diskurs über Alkohol und Straßenverkehr wird eine deutliche Zweiteilung der Bewertungsrichtung sichtbar. Das alkoholbedingte Verursachen von Verkehrsunfällen mit Verletzten oder Toten wird wie ein Kapitalverbrechen verurteilt. Werden in den Zeitschriften Themen wie Alkoholkontrollen, Führerscheinentzug oder Unfälle mit geringem Sachschaden aufgegriffen, fällt die Beteiligung des alkoholtrinkenden Verursachers kaum ins Gewicht.

Der Grundtenor der Aussagen zum Missbrauch, egal aus welchem Zeitabschnitt sie stammen, lautet, es werde viel zu viel getrunken und außerdem wäre noch nie soviel getrunken worden wie zum jeweiligen Zeitpunkt der Aussage. Belegt wird dies mit Angaben zum durchschnittlichen bundesweiten Pro-Kopf-Verbrauch von Alkohol. Die Angaben lassen sich allerdings nicht mit den meist im Anschluss geschilderten Einzelschicksalen so genannter Überdosierer verbinden. Überhaupt kommt der Verwendung von statistischen Daten eine besondere Bedeutung zu. Wie beim Verkehrs- und im negativen Gesundheitsdiskurs werden solche Daten eingesetzt, wenn besonders kapitale (lebensbedrohliche) Folgen erörtert werden. Oberstes Primat für die Rettung ist in den 1970er und 1980er Jahren die totale Abstinenz. Nur in den 1990er Jahren tauchen vereinzelt vorsichtige Infragestellungen dieser Absolutheitsthese auf. Die genannten Wege aus der Abhängigkeit sind vielfältig. Sie werden aber stets als qualvoll und düster

geschildert. Die Therapie wird in den 1970ern in erster Linie als körperliches Problem erachtet. In den 1990ern werden psychische Aspekte betont.

Der Genussdiskurs weist die größten Veränderungen innerhalb des Untersuchungszeitraumes auf. Am augenfälligsten manifestiert sich dies in den Ausführungen über Wein. Weingenuss wird in den 1970er Jahren mit einem traditionellen handwerklichen Fachwissen verbunden. In den 1980er und 1990er Jahren wird die hedonistische Weinliebhaberschaft diskursbestimmend. Allerdings distanzieren sich die Experten in Artikeln aller Jahrzehnte gleichermaßen von den »massenweintrinkenden« Laien. Die Begutachtung der Bemerkungen zum Schaumwein offenbart am deutlichsten was, neben der reinen Flüssigkeit, zusätzlich an kulturellen Zuschreibungen, wie z.B. Prestige oder Erotik, mitverköstigt wird.

Die ökonomische Seite des Alkohols wird an der Vielzahl von Artikeln über Firmen, Handel und Besteuerung sichtbar. Interessant ist der immer wieder anzutreffende Versuch, »Alkoholschadenssummen« als eine Art volkswirtschaftlicher Bilanz zu bestimmen.

Die Diskussion über »Bio-« bzw. »Öko-Lebensmittel« schlägt sich in den Artikeln der 1980er Jahre nieder und ist somit Ausdruck der damals aktuellen Diskursverankerung im historisch-gesellschaftlichen Kontext. Gleiches gilt für die Berichte über Weinskandale. Sie werden bezeichnenderweise sämtlich im Zeitraum der 1980er Jahre aufgedeckt.

Welche Symbolkraft sich hinter deutschem Bier verbirgt, wird an der Diskussion über die Abschaffung des Reinheitsgebotes im Rahmen der europäischen Integration deutlich. Nicht mit wirtschaftlichen Argumenten, sondern mit dem Verweis auf eine gesundheitlich positive Wirkung des deutschen Bieres wird das ausländische Bier abgelehnt. Ganz im Gegensatz zu einheimischem Bier überwiegt die Skepsis gegenüber deutschem Wein. Die vielkritisierten Brüsseler EU-Bürokraten erscheinen hier in einem positiven Licht, als Wächter über die Sauberkeit des Weins.

Es zeigt sich, dass in den untersuchten Zeitschriften eine ganze Galerie an Bildern vom Alkohol ausgemacht werden konnte. Die Unterschiede der darin zum Ausdruck kommenden Einstellungen und Wertsetzungen sind immens. In ihrer Gesamtschau konstituieren sie das (kollektive) Bild vom kulturellen Lebensmittel Alkohol.